

Reader RPJ 2024

Inklusion – Vielfalt gemeinsam leben

04. – 06.11.2024
Freiburg



Hervorgegangen aus der Religionspädagogischen Jahrestagung des KTK-Bundesverbandes 2024

I. Das wär' doch gelacht – Inklusion leicht gemacht

- a) Inklusionsmanifest
- b) Mein Traum
- c) Kleiner Knigge für Mitarbeitende der Verwaltung im Umgang mit außergewöhnlichen Menschen
- d) Wer Inklusion will, braucht Experimentierfreude
- e) Jeder Mensch braucht einen Aaron an der Seite

Referent: Rainer Schmidt

II. Auf dem Weg zu einem inklusiven Menschenbild

- a) Vortrag
- b) Auf dem Weg zu einem inklusiven Menschenbild
- c) Powerpointpräsentation zum Vortrag
- d) Fragen Arbeitsgruppe

Referentin: Prof. Sabine Pemsel-Maier

III. Evangelium in leichter Sprache

- a) Vortrag Bibel in leichter Sprache
- b) Die Regeln für Leichte Sprache (NLS)
- c) Bartimäusprinzip
- d) Mein Joch ist leicht
- e) Artikel Claudio Ettl: Bibel und Leichte Sprache
<https://bibelwissenschaft.de/stichwort/201017/>
- f) Artikel Andrea Schulte: Sprache, einfache; Sprache
<https://www.bibelwissenschaft.de/stichwort/201014>

Referent: Dieter Bauer

Hinweis:

Alle Vorträge der Referent*innen sind im Videoformat aufgezeichnet und werden auf unserer Homepage: www.ktk-bundesverband.de und youtube eingestellt.

Anhang: Wortgottesdienst / Sawubona

Niemand muss immer alles können!

Ein Inklusionsmanifest

von Rainer Schmidt

1. Inklusion zwischen Revolution und Verharmlosung

In der Inklusionsdebatte brauchen wir Idealismus und Pragmatismus. Immer wieder muss gefragt werden, ob sich die Idee von Inklusion auch wirklich realisieren lässt. Oder müssen wir sie vielleicht zähmen? Ist Inklusion wie Sozialismus: Super Idee, funktioniert aber nicht?

Ich persönlich glaube, es schwirren eine Menge Ideen umher, die inklusiv genannt werden, aber nicht inklusiv sind. Für manche ist Inklusion eine radikale Revolution, die die Gesellschaft tiefgreifend verändern wird, für andere nur ein schöner Aufkleber auf weiterhin ausgrenzende Strukturen.

1. Ich moderierte ein Podiumsgespräch mit einem Vertreter des Gehörlosenverbandes. Er forderte Gebärdensprache als Pflichtfach für die Grundschule. Inklusion sei erst dann verwirklicht, wenn alle Kommunikationsbarrieren abgebaut sind. Ich antwortete: „Gute Idee, ich befürchte nur, mein Wortschatz wird recht eingeschränkt bleiben“ und deutete auf meine fehlenden Hände. Wer diese Maximal-Forderungen ernst nimmt, wird weitere Forderungen erfüllen müssen: Autos müssen so konstruiert werden, dass auch blinde Menschen sie fahren können. Schulen müssen auch Menschen mit geistigen Behinderungen zum Abitur bringen. Wer die Messlatte für Teilhabe maximal hoch legt, sorgt am Ende dafür, dass Inklusion nur scheitern kann. Im Fortgang des Gespräches relativierte ich die Forderung und schlug vor, wenn alle gehörlosen Menschen bei Bedarf auf Gebärdendolmetscher zurückgreifen könnten, sei das für mich Inklusion.
2. „Natürlich darf ihr geistig behinderter Sohn unserer Grundschule besuchen. Wir schließen niemanden aus. Natürlich halten wir uns an die Behindertenrechtskonvention und „stellen sicher, dass Menschen mit Behinderungen nicht aufgrund von Behinderung vom allgemeinen Bildungssystem ausgeschlossen werden.“¹ Nur, wenn er nicht mitkommt, ist das sein Problem.“ Wenn Inklusion heißt, wir geben Menschen Rechte, aber wir gestalten die Schulen nicht inklusiv, dann ist das Scheitern der Inklusion ebenso vorprogrammiert. Oder wie Julian Rappaport trefflich formuliert hat: „Rechte zu haben, aber über keine Mittel und Leistungen zu verfügen, ist ein grausam-

¹ Artikel 24.2 a) UN-BRK

mer Scherz.“² Das Prinzip „Rechte ja, Veränderungen nein“ verstößt übrigens gegen die UN-BRK: „Um dieses Recht ohne Diskriminierung und auf der Grundlage der Chancengleichheit zu verwirklichen, gewährleisten die Vertragsstaaten ein inklusives Bildungssystem auf allen Ebenen“³

Auch die Behindertenszene verändert zuweilen nichts außer dem Etikett. Bei einer Veranstaltung kündigte eine Dame einen inklusiven Chor an. Auf der Bühne erschienen 25 Menschen aus einer Wohneinrichtung der Behindertenhilfe. Ich sprach die Dame nach dem Auftritt an: „Wieso nennen Sie diesen Chor inklusiv? Da singen doch nur Menschen mit Behinderungen mit.“ Antwort: „Ja, aber wir laden immer wieder Menschen ohne Behinderungen ein. Wir sind offen für alle.“ Darauf ich: „Das finde ich gut. Aber so lange in einem Frauenchor kein Mann singt ist das immer noch einen Frauenchor und kein gemischter.“

Wenn dieser Chor und diese Schule inklusiv sind, dann wäre Inklusion leicht umzusetzen. Wir sind einfach immer offen für Alle. Gleichzeitig behalten wir alle Separationen bei und verändern unsere Lebenswelten nicht. Faktisch wäre Inklusion dann aber gescheitert.

Es stellt sich also nach elf Jahren UN-BRK immer noch die Frage, was ist Inklusion und was nicht. Und ist es immer dasselbe oder je nach Kontext etwas anderes? Gibt es eine Grenze von Inklusion? Müssen wir sie zähmen, die Inklusion oder sollten wir sie radikaler denken, um unsere Gesellschaft zu verändern? Zu diesen Fragen werde ich meinen Senf hinzugeben.

Als Pfarrer beanspruche ich dabei natürlich ewige Weisheit und Wahrheit. Bescheiden möchte ich behaupten, dass mir ein Text mit bestechender Schärfe, wuchtigen Argumenten, plausiblen Beispielen und ja, fasst möchte ich formulieren, ein Text mit Offenbarungscharakter gelungen ist. Als Kabarettist ahne ich aber, dass meine Gedanken eher spielerisch, manchmal karikierend, im besten Falle pointierend allenfalls eine Anregung für ihr eigenes Nachdenken sind. Aber das wäre doch auch schon was. Ich schätze, mein Aufsatz hat nicht das Zeug zu einem Inklusionsstärkungsgesetz, einer Regierungserklärung, ja womöglich nicht einmal zu einem Parteiprogramm. Ich nenne es trotzdem „Ein Inklusionsmanifest“.

² Julian Rappaport: *In praise of paradox. A social policy of empowerment over prevention*, in: *American Journal of Community Psychology*, Vol. 9 (1), 1981, 1-25

³ Art. 24.1 UN BRK, Schattenübersetzung.

2. Inklusion bedeutet ...

2.1 ... Sense of belonging

Inklusion ist wie eine Frikadelle

In der UN-Behindertenrechtskonvention findet sich keine klare Begriffsbestimmung von Inklusion. Das könnte daran liegen, dass Inklusion zu aller erst kein Gesellschaftsmodell, kein Bildungsbegriff oder ein Konzept für Freizeitangebote ist, sondern schlicht ein englisches Hauptwort. Die Konvention benutzt übrigens ausschließlich das Wiewort „inclusive“. Es bedeutet soviel wie einschließlich, inbegriffen, alles/jeden umfassend, dazu gehörend.

Folgender kleiner Scherz umschreibt treffend, was die Eigenschaft inklusiv meint. Kommt ein Mann in eine Pommestube: „Ich krieg ne Frikadelle mit Brötchen.“ Wirt: „Ist schon drin.“ Gast: „Dann möchte ich noch ein Brötchen.“ Wirt: „Ist auch schon drin.“

Kleiner Scherz, drei wichtige Aussagen: 1. In eine gute Frikadelle gehört ein Brötchen. 2. In einer Frikadelle verbinden sich mehrere sehr unterschiedliche Zutaten untrennbar. 3. Nicht jedem schmecken Frikadellen. Gleichzeitig stellt der Scherz mehrere wichtige Fragen: Gehört wirklich ein Brötchen in eine Frikadelle? Ist das Brötchen wesentlicher Bestandteil einer Frikadelle? Und was geschieht mit einer Frikadelle, die ausschließlich aus Hackfleisch besteht? Kein Brötchen, keine Eier, keine Zwiebeln, kein Salz! O. k., das Bild hinkt. Eine Frikadelle als Metapher für unsere Gesellschaft wird hoffentlich nicht nur Vegetarier*innen zum Kochen bringen. Und wenn schon eine Nahrungsmittelmetapher für Inklusion, dann wäre doch wohl ein Eintopf angemessener. Und doch stellt dieser kleine Scherz die alles entscheidenden Fragen: Wer gehört wozu? Ist Inklusion drin, wo Inklusion draufsteht? Welche Bilder, Metaphern, Vorstellungen haben und benutzen wir? Und schließlich, was ist das passende Rezept für Inklusion?

Menschen brauchen das Gefühl, dazuzugehören

Der Mensch lebt nicht allein. Menschen sind soziale Wesen. Wir Menschen lieben das Gefühl, ja wir brauchen das Gefühl dazuzugehören. Natürlich gibt es auch ein zu viel an Beziehung, an sozialen Kontakten, an Menschengewusel um uns herum. Aber ein zu wenig ist definitiv schmerzhaft. Einsamkeit tut weh, ja, sie macht krank.⁴ Am meisten schmerzt und kränkt es uns Menschen, wenn wir aktiv ausgegrenzt werden. Wenn jemand nicht mitmachen darf, abgelehnt oder gar gemobbt wird, wenn klar wird: ich bin hier unerwünscht. Warum jemand Ablehnung und Ausgrenzung erfährt, ist dabei übrigens erst einmal völlig egal. Ob eine Ausgrenzung, sachgerecht oder willkürlich ist, ist zweitrangig. Wichtiger ist, ob jemand mitma-

⁴ Wer ist genauer wissen will, den verweise ich an Manfred Spitzer: „Einsamkeit die unerkannte Krankheit“, 2018

chen möchte oder nicht. Natürlich gehörte ich, der Beinprothesenträger, nicht zu den besten Fußballern unseres Dorfes, ich wollte und durfte aber immer *mitspielen*. Nur wenn wir *gegen* das Nachbardorf Breunfeld gespielt haben, saß ich überwiegend auf der Bank. Ich gehörte aber immer noch zum Team. Hätten mich meine Freunde zum Zuschauer degradiert, wäre das verständlich und doch kränkend gewesen.

Gefühle motivieren Menschen, sich für andere einzusetzen.

Am Gefühl entscheidet sich alles. Ich wurde 1965 in Gaderoth, einem 450 Seelendorf im Oberbergischen Kreis geboren. Keine Unterarme, der rechte Oberschenkel verkürzt. Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Plötzlich war die Begegnung mit einem Menschen mit Behinderung nicht mehr reine Theorie, sondern Lebenswirklichkeit. Und auf mein Erscheinen gab es sehr unterschiedliche Reaktionen. Meine Eltern waren geschockt, ein ganzes Dorf betroffen. Niemand hatte sich ein solches Kind gewünscht und niemand hatte es erwartet. Aber es war nun einmal da. Die Frage, wollen wir ein Kind mit Behinderung in unserer Familie haben, hat sich nicht gestellt. Pränatale Diagnostik gab es Mitte der sechziger Jahre nicht. Inklusion bedeutete für meine Familie und das Dorf: wir suchen uns die Kinder nicht aus. Und damit blieb alleine die Frage: Wie können wir das gemeinsame Leben jetzt mit diesem außergewöhnlichen Kind gestalten?

Auch meine Großmutter war geschockt. Sie war es auch, die nach ein paar Tagen den Vorschlag machte, „wollen wir den Jungen nicht in eine Einrichtung der Behindertenhilfe geben?“ Nach dem Motto: wenn wir uns die Kinder schon nicht aussuchen können, so müssen wir sie ja nicht unbedingt behalten. Ausgrenzung zum Schutz der Andersartigen. Oder schützt Ausgrenzung die Überforderten? Wer jetzt Böswilligkeit bei meiner Großmutter vermutet, der irrt. Tatsächlich war meine Großmutter eine liebenswerte Frau. Aber sie fühlte sich diesem Kind nicht gewachsen. Sie war überfordert. Und das lag vor allem an den Bildern in ihrem Kopf: Wie soll der Junge mal alleine essen, wie sich selber anziehen, was für einen Beruf lernen? Das wird doch alles nicht möglich sein. Meine Großmutter hatte aber auch ein Selbstbild im Kopf: Ich bin eine einfache Bauersfrau, keine Heilpädagogin, nicht ausgebildet für solche Kinder. So ein Kind braucht Förderpädagogen und ich bin keine. Wer überfordert ist, flieht vor dem Problem. Psychologen nennen das Fluchtverhalten. Mich erinnert das an Äußerungen von Lehrer*innen, die vermutlich oft dasselbe Gefühl haben wie meine Großmutter. Und hier ein Wort als Seelsorger für alle Überforderten: Das ist ganz normal.

Meine Mutter war ebenso geschockt wie meine Großmutter. Es gab aber diesen einen entscheidenden Unterschied. Meine Mutter hatte mich neun Monate unter ihrem Herzen getragen. Da gab es eine emotionale Bindung. Das nennt man heute Inklusion. Und so war ihre Antwort folgerichtig: „Nein Oma, der Junge ist uns in den Schoß gelegt worden. Der gehört zu

uns. Der ist mir ans Herz gewachsen.“ Inklusion ist weit mehr als ein juristischer Begriff. Die Präambel der UN-BRK spricht von „sense of belonging“⁵, dem Gefühl, dazuzugehören.

Und genau dieses Gefühl motiviert Menschen, andere Menschen teilhaben zu lassen. Das Grundschulkind Kai fällt unglücklich auf den Kopf und lebt fortan mit einer spastischen Lähmung. Wenn Kai nun eine Förderschule besuchen soll, werden seine Mitschüler*innen und Lehrer*innen aller Voraussicht nach protestieren: „Der gehört doch zu uns, wir wollen, dass er weiter mit uns zur Schule geht.“ Hat Kai seine spastische Lähmung von Geburt an und soll von der Förderschule in die Regelschule wechseln, stößt er womöglich auf Vorbehalte. Wie soll das gehen? Kann der denn überhaupt alles mitmachen? Welche Note geben wir dem denn im Sportunterricht? Meine Freunde im Dorf haben dafür gesorgt, dass auch ich Stacheldrahtzäune überwinden konnte. Und beim Völkerball wurden für mich die Regeln verändert: „Wenn Rainer an den Beinen getroffen wird, dann gilt das nicht.“ Ich gehörte dazu und deswegen war es die Aufgabe aller, mein Mitmachen zu ermöglichen. Man hat das Zusammenleben an mich angepasst, weil wir emotional verbunden waren.

2.2 ... zum Glück bin ich anders

Der nächste Gedanke ist so selbstverständlich für mich und hoffentlich auch für sie, dass ich mich extrem kurzfasse. Es ist eine Binsenweisheit, dass wir Menschen sehr unterschiedlich sind. Hochbegabt-tiefbegabt, Linkshänder-Rechtshänder-Ohnhänder, Mann-Frau-Diverse, einsprachig-zweisprachig-mehrsprachig aufgewachsen, schwarz-gelb-rot-beige (ich jedenfalls bin nicht weiß) und so weiter und so fort. Die Menschenrechtserklärungen⁶ postulieren nun, dass die Menschen zwar verschiedenartig, aber gleichwertig sind.⁷ Das deutsche Wort gleich führt hier hin und wieder zu Missverständnissen. Wenn Art. 3, Abs. 1 des Grundgesetzes formuliert „alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich“ ist natürlich Gleichwertigkeit und nicht Gleichartigkeit gemeint. Demokratie und Rechtsstaatlichkeit bedeutet: alle Menschen haben bei aller Verschiedenartigkeit gleiche Rechte und sind gleichwertig. Die UN-BRK konkretisiert das für Menschen mit Behinderungen. Ich habe Inklusion für mich als die Kunst des Zusammenlebens von sehr verschiedenen Menschen definiert. Demokratien sind folgerichtig immer inklusiv ausgerichtet. Bei Wahlen ist jede

⁵ S. Präambel, m) UN-BRK

⁶ Die UN-BRK ist eine von vielen Menschenrechtserklärungen. Die allgemeine Menschenrechtserklärung aus dem Jahre 1948 wurde durch weitere Konventionen ergänzt, etwa Anti-Rassismus-Konvention (1965), Frauenrechtskonvention (1979), Kinderrechtskonvention 1989, Behindertenrechtskonvention (2006).

⁷ Vgl. AEMR, Art 1 „Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren“ und Art. 2 „Jeder hat Anspruch auf die in dieser Erklärung verkündeten Rechte und Freiheiten ohne irgendeinen Unterschied, etwa nach Rasse, Hautfarbe, Geschlecht, Sprache, Religion, politischer oder sonstiger Überzeugung, nationaler oder sozialer Herkunft, Vermögen, Geburt oder sonstigem Stand.“

Stimme gleich viel wert. Gerichte sollen ohne Ansehen der Person urteilen. Alle Menschen dürfen sich aussuchen wie sie wohnen wollen. Soweit, so einfach.

Aber ist das nicht de facto eine Utopie? Trotz aller Menschenrechtserklärungen, die die Gleichheit der Rechte postulieren, bestehen doch nach wie vor erhebliche Unterschiede in den Lebensverhältnissen. In den Vorständen von DAX Unternehmen finden sich deutlich weniger Frauen als Männer. Deutlich mehr Kinder aus Akademikerfamilien studieren als Kinder von Eltern ohne akademischen Abschluss. Und Menschen mit geistigen Behinderungen leben oft noch in separierten Welten (Werkstatt, Wohneinrichtung, Förderschule). Und sind diese erheblichen Unterschiede in den Lebensverhältnissen nicht begründet durch die Unterschiedlichkeit der Menschen? Liegen sie also nicht in der Natur der Sache? Frauen bekommen halt Kinder und haben daher schlechtere Karrierechancen. Handwerkerkinder wollen mit den Händen arbeiten, nicht mit dem Kopf. Geistig Behinderte sind schlicht nicht so leistungsfähig wie andere und brauchen viel Unterstützung. Die kann es doch nur in geschützten Lebensräumen geben, oder!?

2.3 Grenzen der Inklusion!?

Berechtigte Ausschlüsse & verschiedenes Maß an Teilhabe

Ich hoffe, sie stolpern über meine Überschrift und womöglich ärgern Sie sich sogar darüber. Viele glühende Inklusionsbefürworter behaupten vehement, es gebe keine Grenze für Inklusion. Da stimme ich zu. Es gibt aber erstens Grenzen fürs Dazugehören und zweitens gibt es innerhalb von Gruppen unterschiedliche Rollen, also ein verschiedenes Maß an Mitmachen. Es gibt Dazugehören und nicht Dazugehören und es gibt unterschiedliche Arten von Dazugehören. Inklusion heißt nämlich weder, Ausgrenzung sei per se verboten, noch dass alle immer dasselbe tun müssen und im gleichen Maße teilhaben können.

Manchmal werden Menschen berechtigterweise aus Gruppen ausgegrenzt, beziehungsweise ihnen wird der Zugang zur Gruppe/Gesellschaft verwehrt. Ein Mörder wird viele Jahre ins Gefängnis gesteckt. Der Atheist und Kirchenhasser, der mit einem Baseballschläger in meinen Gottesdienst hereinspaziert und zielgerichtet den Altar ansteuert, bekommt Hausverbot. Demokratische Parteien führen Ausschlussverfahren durch, wenn ein Mitglied Naziparolen äußert und die Demokratie abschaffen will. Die Jazzband lehnt die Bewerbung des Ohnhänders als Pianist ab. Es gibt also gute Gründe, Mitmachen, Dabeisein und Teilhabe einzuschränken.

Neben Ausgrenzung/Ausschluss gibt es natürlich in jeder Gruppe ein unterschiedliches Maß an Teilhabe. Gruppen bilden nämlich automatisch Hierarchien und Spezialisierungen aus. Oft ist beides miteinander verknüpft. Der Tischtennisverein hat eine erste Vorsitzende, einen Kassenwart, Mannschaftsführer und Mitglieder, die einfach nur mitspielen. Sie alle

gehören dazu. Inklusion heißt nicht, alle müssen immer dasselbe machen und können. Im Gegenteil. Ohne Spezialisierung und Hierarchisierung (Verteilung von Aufgaben und Verantwortlichkeiten) machen Gruppen oft keinen Sinn. Ein Fußballteam mit elf Torhütern würde der Idee der gleichberechtigten Teilhabe sehr gut entsprechen, aber nie gewinnen. Ob sie verlieren würden, hängt übrigens von der Leibesfülle der elf Torhüter ab. Wiegen alle 150 kg, kommt kein Ball mehr durch.

Ich möchte im Folgenden drei gute Gründe nennen, warum Mitmachen gänzlich ausgeschlossen wird, beziehungsweise zu je verschiedenen Arten des Mitmachens führt. Fragen Sie sich jetzt, warum ich Ausgrenzung und verschiedene Arten von Mitmachen in einen einzigen Unterpunkt abhandle? Aus zwei Gründen fasse ich beides zusammen: Erstens sind die Grenzen fließend. Meine Körperbehinderung hätte beim Völkerball sowohl zum Ausschluss führen können als auch zu der oben beschriebenen Ausnahmeregelung. Vor drei Jahrzehnten wäre Blindheit ein legitimer Ausschluss für den Beruf als Richter gewesen. Heute gibt es bereits einige blinde Richter. Die haben dann besondere technische Hilfsmittel und/oder Assistenz. Und zweitens ist offen, was überhaupt als Gruppe definiert wird. Beim Fußballerstligaspiel des BVB am Samstagnachmittag befinden sich elf Spieler in schwarz gelb auf dem Rasen. Zum Kader gehören weitere Spieler. Der Trainerstab gehört auch zum Team, hat aber eine andere Funktion. Techniker, Stadionsprecher, Platzwart werden alle vom BVB bezahlt, gehören aber nicht zum Team. Im Stadion sind noch jede Menge schwarz-gelb gekleidet Fans, also die BVB-Familie. Und nicht zu vergessen die Fans in rot-weiß, die den 1. FC Köln unterstützen. Sie alle gehören zeitlich begrenzt und in unterschiedlichem Maß zu den Beteiligten der Fußballmatches Dortmund gegen Köln. Jetzt also zu den drei legitimen Gründen für Ausgrenzungen, beziehungsweise Differenzierungen.

Wenn jemand gegen uns ist

Jede Gruppe, jede Vereinigung von Menschen hat in der Regel ein Ziel, etwas Verbindendes.⁸ Das gemeinsame Anliegen bringt Menschen zusammen. Atomkraftgegner, Tischtennis Spielende, Sozialdemokraten, ... sie alle bilden Gruppen. Manchmal zeitlich begrenzt (Fridays for Future am Freitag) und oft in sehr unterschiedlich juristisch verbindlichen Formen (Selbst-Hilfe-Gruppe, Verein, Verband, Partei, ...). Manche Gruppen haben eine sehr klare und scharfe Abgrenzung, wie etwa das BVB-Team am Samstagnachmittag. Andere Gruppen brauchen keine klare Abgrenzung. Wer will, kann Fan

⁸ Natürlich gibt es auch Gruppen, die durch Verwandtschaft miteinander verbunden sind. Die lasse ich hier außen vor. Ich wünsche mir aber Familien, die sich nicht deutlich gegen Nichtmitglieder abgrenzen, sondern eine herzliche Kultur des Willkommensheißen von Freundinnen und Fremden haben.

des BVB werden. Einfach farblich passende Klamotten anziehen (und selbst das ist nicht zwingend nötig) und schon gehört man dazu.

Je klarer abgegrenzt eine Gruppe ist, desto selbstverständlicher das Recht, Mitgliedschaften und Zugehörigkeit zu verwehren. Der Atomkraftwerksbetreiber wird zurecht aus der „Bürgerinitiative gegen Atomkraft e.V.“ ausgeschlossen. Nazis haben in demokratischen Parteien nichts verloren, Männer nichts in der Frauenselbsthilfegruppe.

Nicht immer ist ein Ausschluss zwingend notwendig. Ein Mensch, der Tischtennis hasst, aber die Vereinsmitglieder großartig findet, kann gerne in den Verein eintreten. Bei Meisterschaftsspielen ist dieser Mensch womöglich abwesend, beim Sommerfest selbstverständlich dabei. Nicht religiöse Menschen dürfen selbstverständlich Mitglied einer Kirche sein. Vielleicht liegt Ihnen der Besuchsdienst, die örtliche Tafel oder die Flüchtlingshilfe am Herz.

Fähigkeiten als Voraussetzung fürs Dazugehören

Fußballbundesligamannschaft und Trainerstab sind schöne Beispiele für Gruppen, in denen jedes einzelne Mitglied eine bestimmte Fähigkeit/Begabung haben muss, damit die Gruppe ihr Ziel erreicht. Alle Spieler auf dem Feld müssen hervorragend Fußball spielen können, sonst kommen sie nicht ins Team. Ein Rollstuhlfahrer, der vor Gericht zieht, um sich in die Mannschaft des BVB einzuklagen, wird scheitern. Er wird nicht aufgrund seiner Behinderung ausgeschlossen, sondern aufgrund seiner Unfähigkeit. Denn mit einem Rolli als rechter Verteidiger werden dir die anderen Mannschaften die Hütte voll knallen. Es sei denn, die haben als Linksaußen einen ohne Beine aufgestellt. Ich bin mir gerade nicht mehr sicher, ob dann ‚aufgestellt‘ noch das richtige Wort ist. Der Meisterchor mit einem Tenor, der keinen einzigen Ton trifft, ist nicht mehr lange ein Meisterchor.

Was für Gruppen gilt, gilt auch für Einzelne. Für die viele Funktionen/Ämter/Aufgaben brauchen Menschen eine Zugangsberechtigung, einen Leistungsnachweis. Und das ist gut so. Als Passagier in einem Flugzeug sehe ich einen Blinden mit Pilotentasche und Uniform. Auf mein Nachfragen bestätigt er: „Ja, ich bin der Pilot.“ Meinen Einwand: „Aber Sie können doch nicht sehen“, räumt er aus: „Ich habe eine Sondererlaubnis. Nachteilsausgleich für Behinderte. Ich musste die Tests nicht bestehen. Ich fliege auf Gehör.“ Was im Piloten-Beispiel völlig einsichtig ist, ist in anderen Berufen deutlich komplizierter. Natürlich würden Sie mir zustimmen, dass Lehrer*innen eine fundierte Ausbildung brauchen. 2019 waren 11 % aller neu eingestellten Lehrer in NRW so genannte Seiteneinsteiger, also Menschen mit mindestens Fachhochschulabschluss und einer einjährigen berufsbegleitenden pädagogischen Einführung. Für politische Ämter gibt es oft genug gar keine Zugangsvoraussetzung. Entweder ist die Präsidentin der Europäischen Kommission, Ursula von der Leyen, universalgebildet, sie

war schließlich zuvor Familien- Arbeits- und Verteidigungsministerin oder aber es reicht gesunder Menschenverstand & Parteibuch. Seltsamerweise war die promovierte Medizinerin, die zuvor Archäologie und Volkswirtschaftslehre studiert, aber nicht abgeschlossen hat, nie Gesundheitsministerin. Ich gehe natürlich von der Universalbildung aus.

Tatsächlich ist das Thema der Zugangsberechtigung zu Funktionen und zu Gruppen ein schwieriges. Und immer wieder müssen die Kriterien neu ausgehandelt werden. Oft genug muss der Zugang erstritten werden. Bekannt ist das Beispiel von Thomas Quasthoff, der wohl berühmteste Bassbariton Deutschlands. Aufgrund des Medikamentes Contergan lebt Quasthoff mit kurzen Armen und Beinen und konnte also nicht Klavier spielen. Das aber war Zugangsvoraussetzung für ein Gesangsstudium, was ihm nach eigener Auskunft von der Musikhochschule Hannover verwehrt wurde. In Bayern braucht man lange Zeit das Latinum, um studieren zu können. Es gab nur eine Ausnahme. Wer Latein studieren wollte, brauchte kein Latinum.

Und wie sieht das bei mir aus? Braucht man Hände, um Pfarrer zu sein? Schließlich gibt es die Rituale Segen, Taufe und Abendmahl. Und kann man beten, wenn man keine Hände zum Falten hat (bitte nehmen Sie den Ausdruck „Hände falten“ nie wörtlich)? Mir wurde die Ausübung des Berufs durch meine Landeskirche erlaubt und dank vieler helfender Hände auch ermöglicht. Die Küsterin hat meinen Talar zugeknöpft, Presbyter haben den Wein gereicht und die Gemeinde hat sich beim Segnen einfach Hände dazu gedacht. Und wie wäre das bei einem Gehörlosen? Muss die Gemeinde dann Gebärdensprache lernen? Oder wird der Kollege permanent von einem Gebärdensprachdolmetscher begleitet? Und steht der dann auch unter dem Seelsorge- und Beichtgeheimnis? Ich habe das Beispiel bewusst gewählt, weil auch ich keine einfache Antwort darauf habe.

Unterschied von Staat und Privat

Die UN Behindertenrechtskonvention will keine halben Sachen. Es geht um nicht weniger als „die volle und wirksame Teilhabe an der Gesellschaft und Einbeziehung in die Gesellschaft“⁹ von Menschen mit Behinderungen. „Die Vertragsstaaten verpflichten sich, die volle Verwirklichung aller Menschenrechte und Grundfreiheiten für alle Menschen mit Behinderungen ohne jede Diskriminierung aufgrund von Behinderung zu gewährleisten und zu fördern.“¹⁰ Menschen mit Behinderungen haben die gleichen Rechte wie alle anderen Menschen auch. Und es bleibt nicht bei den Rechten. Sie sollen auch dieselben Möglichkeiten/Wahlmöglichkeiten (vgl. etwa Präambel o) und Art. 19), die gleichen Chancen

⁹ Art. 3, c) UN-BRK

¹⁰ Art. 4 (1) UN-BRK

(Art 24,1) und gleichberechtigte Zugänge (vgl. Art 9) haben. Dazu treffen die Staaten geeignete Maßnahmen (Art. 4).

Nun hat der sich selbst verpflichtende Staat sehr unterschiedliche Einflussmöglichkeiten. Es gibt Bereiche, die gänzlich vom Staat gestaltet werden: Öffentlicher Personennahverkehr, Stadtverwaltungen, Schulen in staatlicher Trägerschaft seien als Beispiele genannt. Auf eine Familie, einen Sportverein, ein Unternehmen, einen Interessensverband hat der Staat nur begrenzten Einfluss. Hier gibt der Staat mit Gesetzen den Rahmen des Handelns vor und steuert mit Finanzen. Wenn ich zu meiner Geburtstagsparty ausschließlich Steak liebende deutsche Saufkumpane meines Tischtennisvereins einlade, so kann sich keine Frau, kein Vegetarier, kein Schachspieler und kein Türke beschweren, ich handle diskriminierend. Sie können sich natürlich doch beschweren, aber das kann ich getrost an mir abprallen lassen. Kein Staat wird mich zur Räson bringen. Freilich könnte meine Einladung ausgrenzend und kränkend sein. Dann nämlich, wenn in meinem geschlechterdiversen Tischtennisverein Menschen aus aller Welt spielen, von denen etliche vegan leben. Sollten die mich aber voller Empörung über die Nichteinladung bei der nächsten Polizeidienststelle wegen Diskriminierung anzeigen, werden keine UN-Blauhelmtruppen entsandt, um der Menschenrechtsverletzung Einhalt zu gebieten. Ein Kino mit Eingangsplakat „Ausländer nicht erwünscht“ bekommt dagegen Probleme. Denn das Kino bewegt sich im öffentlichen Raum.

Die Möglichkeiten des Staates, Inklusion durchzusetzen sind sehr verschieden. Manche Lebenswelt kann der Staat direkt inklusiv gestalten. Auf andere kann er nur indirekt Einfluss nehmen. Unter anderem durch bewusstseinsbildende Maßnahmen (Art. 8 UN-BRK). Dummerweise sind diese privaten Lebenswelten für die meisten Menschen emotional die wichtigsten. Es ist schön, wenn ich als Ohnhänder in der Regelschule lernen darf. Wenn ich aber der Einzige bin, der nie zum Kindergeburtstag eingeladen wird, ist das verletzend. Ich freue mich über die Einladung zum jährlichen Bürgermeisterempfang. Ob ich mich wirklich dazugehörig fühle, hängt aber davon ab, ob ich begrüßt werde und bei Gesprächen dabei bin. Mit einem Kumpel im Rollstuhl ging ich zu einer Juristen-Party. Alles barrierearm. Es gab sogar ein XXL-WC mit Haltegriffen. Eine halbe Stunde versuchten wir mit Menschen ins Gespräch zu kommen, aber no chance. Wir gingen frustriert. Nächstes Jahr, nächster Versuch. Die Juristen-Party fand an einem anderen Ort statt. Schon von ferne sahen wir die Treppe vor dem Eingang. Wir wurden aber auch gesehen von drei netten jungen Menschen auf der Treppe, die uns sofort ihre Hilfe angeboten: „Können wir anpacken? Ich war mal Zivi und weiß wie Rollis rückwärts die Treppe hochkommen. Außerdem wollten wir gerade zur Theke. Trinkt ihr ein Bier mit?“ Nach einer halben Stunde kannten wir schon zwölf Menschen und waren bereits zweimal auf dem XXL-WC.

Zwischenfazit: Was Inklusion ist, hängt von der Art der Gruppe, meinen Fähigkeiten und dem Lebensraum ab. Je klarer das definierte Ziel einer Gruppe, je notwendiger das Vorliegen einer Fähigkeit, desto berechtigter die Ausgrenzung. Und je größer die staatliche Einflussmöglichkeit auf die Lebenswelt, desto unerlaubter die Ausgrenzung. Nun klingt mein Zwischenfazit so, als seien „Gruppe“, „Fähigkeiten“ und „staatliche geprägte Lebenswelt“ feststehende Größen. Das Gegenteil ist der Fall. Wer inklusiv denkt, wird Gruppen so gestalten wollen, dass sie mit möglichst wenigen Ausgrenzungen auskommt. Wer Inklusion will, wird Wege suchen, dass Menschen auch mitmachen können, wenn sie nicht alle scheinbar notwendigen Fähigkeiten besitzen. Wer inklusiv lebt, wird sich mit den unterschiedlichsten Menschen umgeben. Und damit komme ich zu meinem Lieblingsthema.

3. (M)ein Traum einer inklusiven Schule

3.1 „Was müssen wir tun?“ – die inklusivste Frage überhaupt

Ich wurde 1971 in eine Sonderschule für Körperbehinderte eingeschult. Niemand in meinem Umfeld stellte damals die klare Aufteilung des Schulsystems infrage. Kurz vor Ende meines Realschulabschlusses habe ich das dann getan. „Warum eigentlich muss ich jeden Tag 90 Minuten hin und 90 Minuten wieder zurückgefahren werden, um die Förderschule in Köln zu besuchen? Warum kann ich nicht das örtliche Gymnasium besuchen? Nach reiflicher Überlegung wurde ich bei Herbert Heidtmann, dem Direktor des Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasiums Wiehl vorstellig: „Guten Tag, Herr Heidtmann. Ich bin Rainer Schmidt und werde in ein paar Monaten meinen Realschulabschluss in der Tasche haben. Danach möchte ich gerne ihr Gymnasium besuchen und hier Abitur machen.“ Direktor Heidtmann sah mich prüfend an und stellte mir nach ein paar Augenblicken die inklusivste Frage überhaupt: „Rainer, was müssen wir tun, damit Sie bei uns zur Schule gehen können?“ Was für eine Frage. Ich glaube, diese Frage ist der Ausgangspunkt allen inklusiven Handelns. Für den Direktor war klar, dieser junge Mann mit den kurzen Armen kann sich nicht verändern. (Expert*innen werden sofort bemerken, dass mein damaliger Direktor genau wie ich Protestant war. Als Katholik hätte er mich freilich aufgefordert: „Sie fahren jetzt erst mal nach Lourdes, springen dort ins Wasser, dann saufen sie den See aus, die Arme wachsen nach!!!“) Für Herbert Heidtmann stand fest, Rainer Schmidt kann sich nicht verändern. Was sich verändern kann, ist die Schule. „Brauchen Sie Unterstützung beim Schreiben? Brauchen Sie eine Behindertentoilette? Wie machen wir das mit dem Sportunterricht?“

Und seine Frage war aus einem zweiten Grund wunderbar inklusiv. Er hätte mich vertrösten können, um meinen Fall zuerst mit der Lehrerkonferenz zu besprechen. Etwa mit den Worten: Leute, wir haben da einen außergewöhnlichen Schüler. Können wir das leisten? Nach dem

Motto, wir sind die Fachleute, wir wissen und entscheiden, was geht. Herbert Heitmann hat dagegen zuerst mit mir gesprochen. Ich brauche ihre Expertise, um zu entscheiden, ob und wie das gehen kann. Offensichtlich war ihm klar, ich bin der größte Experte, wenn es um das Leben ohne Hände geht. Erst danach ging mein Anliegen in die Konferenz, denn schließlich mussten auch die Lehrer*innen ihre Bereitschaft erklären.

Übrigens, Herbert Heitmann hätte es überhaupt nicht nötig gehabt, sich dem Problem zu stellen. Das damalige Schulgesetz von NRW sah die Sonderschulpflicht für behinderte Kinder vor. Er hätte mein Anliegen unter Verweis auf die Rechtslage und damit völlig berechnete ablehnen können. Tatsächlich nahm er mich aufs Gymnasium auf, ohne der Schulbehörde meine Behinderung mitzuteilen. Inklusion heißt, ich suche nach einem Weg, Mitmachen zu ermöglichen. Bei mir wurde ein Weg gefunden: Ich bekam bei Klausuren eine halbe Stunde länger Zeit und im Sportunterricht der Oberstufe gab es eine Schwerpunktgruppe Tischtennis. Das war's auch schon.

3.2 Alle gehören dazu

Eigentlich müsste meine Überschrift heißen: Zur Schule gehören alle schulpflichtigen Kinder, die im Einzugsgebiet einer Schule wohnen. Das war mir aber zu lang. Schule nenne ich dann inklusiv, wenn alle Stadtteilkinder das Gefühl haben, dazuzugehören (=sense of belonging). Und das Gefühl stellt sich eben nur ein, wenn jedes Kind wirklich dazu gehört.

In die derzeitigen Regelschulen gehen nicht alle Kinder eines Stadtteils. Einige besuchen eine Förderschule. Ich liebe das Wort. Es gibt tatsächlich in Deutschland eine Förderschule mit dem Förderschwerpunkt „Sehen“. Da gehen blinde Kinder hin. Da kannst du fördern bis die bluten, die fangen nicht an zu gucken. Nennen Sie mir einen Sonderpädagogen, der das Ziel erreicht, dann werde ich katholisch und komme zum Huldigen. Ja, richtig gelesen. Es gibt keine Sonderschulen mehr, aber immer noch Sonderpädagogen. Irgendwie *sonderbar*. Und die weiterführenden Schulen trennen dann die Kinder aufgrund von Leistungsunterschieden.¹¹ Mit Ausnahme der Gesamtschulen, „die ohne Zuordnung zu unterschiedlichen Schulformen zu allen Abschlüssen der Sekundarstufe I führen.“¹²

¹¹ Immer wenn ich diesen Satz in einem Vortrag sage, ernte ich Protest. Daher begründe ich Ihnen kurz mit dem Schulgesetz des Landes, in dem ich wohne, NRW. Die 5. und 6. Klassen sind die so genannte Erprobungsstufe. Sie „dient der Erprobung, Förderung und Beobachtung der Schülerinnen und Schüler, um in Zusammenarbeit mit den Eltern die Entscheidung über die Eignung der Schülerinnen und Schüler für die gewählte Schulform sicherer zu machen.“ (§ 13). Und weil es eben um Leistungsstärke geht, haben die Schulformen auch unterschiedliche Bildungsziele. Hauptschule: grundlegende allgemeine Bildung (§14), Realschule: erweiterte allgemeine Bildung (§15), Gymnasium: vertiefte allgemeine Bildung (§16).

¹² §17 (1) SchulG NRW.

Nun habe ich oben dargelegt, dass es berechnigte Ausschlüsse gibt. Gibt es die auch für den Zugang zur Schule?

Bei der Schule handelt es sich definitiv nicht um eine private Party, zu der ich einladen kann, wen ich will. Im Gegenteil, Schule wird staatlich organisiert und finanziert. Deutschland hat die UN-BRK in Kraft gesetzt und sich damit verpflichtet, to „ensure an inclusive education system at all levels“, also ein inklusives Bildungssystem auf allen Ebenen zu gewährleisten (Art. 24 UN-BRK). Inklusion bedeutete für Schule: wir suchen uns die Kinder nicht aus. Und damit bleibt alleine die Frage: Wie können wir das gemeinsame Leben und Lernen mit außergewöhnlichen und gewöhnlichen Kindern gestalten?

Aber vielleicht gibt es berechnigte Ausschlüsse, wenn Schülerinnen und Schüler dem Zweck der Schule diametral entgegengesetzt denken und handeln. Wenn Sie also gegen das Ziel der Schule opponieren. Und tatsächlich deutet das Schulgesetz von NRW in diese Richtung: „Der Zugang zur schulischen Bildung steht jeder Schülerin und jedem Schüler nach Lernbereitschaft und Leistungsfähigkeit offen.“¹³ Lernbereitschaft und Leistungsfähigkeit könnten den Zugang zur schulischen Bildung begrenzen.¹⁴

Nun gehe ich nicht davon aus, dass sämtliche Schüler*innen mit Behinderungen prinzipiell Schulverweigerer sind. Denn sie gehen ja zur Schule, nur eben nicht zu der Schule, zu der alle anderen gehören. Und die Schulverweigerer ohne Behindertenausweis? Ich mache es kurz. Ich bin der Überzeugung, dass Menschen nicht als Lernverweigerer¹⁵ geboren werden. Im Gegenteil: Kinder sind neugierig und erforschen selbstverständlich ihre Welt. Unser Gehirn kann vor allem eines gut: lernen. Und wenn das geschieht, belohnt es uns mit Dopamin. Lernen macht glücklich. Wenn Kinder die Lust am Lernen verlieren, muss es dafür triftige Gründe geben. Statt sie auszuschließen, sollte man ihnen die Lernfreude zurückgeben.

Bleibt die Leistungsfähigkeit als Ausschlussgrund. Tatsächlich erscheint es vielen Menschen als absolut nachvollziehbar, dass eine Lerngruppe aus annähernd gleich guten Schülerinnen und Schülern bestehen sollte. Sonst kommen einige ja nicht mit und andere werden sich langweilen. Es erscheint uns so plausibel, weil unsere eigenen Erfahrungen mit Schule unsere Bilder von Schule prägen. Ich glaube aber, Schule kann auch ganz anders funktionieren.

¹³ §1, Abs. 2 SchulG NRW

¹⁴ Ob die Begrenzung aufgrund von Lernbereitschaft und Leistungsfähigkeit mit der UN-BRK konform wäre, darüber dürfen Juristen diskutieren.

¹⁵ Klamm und heimlich habe ich Schulverweigerer durch Lernverweigerer ersetzt. Er soll tatsächlich Kinder geben, die das Lernen lieben, aber die Schule hassen.

3.3 Alle lernen, aber nicht unbedingt dasselbe

Der Unterricht an einer deutschen Regelschule¹⁶ funktioniert in der Regel lehrerzentriert nach dem 7G Unterrichtsprinzip. Alle **gleichaltrigen** Schüler*innen lösen die **gleiche** vom Lehrenden gestellte Aufgabe mit der **gleichen** Methode im **gleichen** Raum in der **gleichen** Zeit **gleich gut**. Im Terminus der Schulgesetze: Kinder werden „zielgleich“¹⁷ unterrichtet.

Zur Veranschaulichung mein Lieblingsbeispiel. Herr Gleichmacher unterrichtet Sport in der 3A. Er möchte die Kinder stark fürs Leben machen und nimmt das wörtlich. Also organisiert er Krafttraining, nämlich fünfundzwanzig 10-Liter Eimer und einen großen Haufen Sand. Dann stellt er die Aufgabe: „Ihr macht alle den Eimer mit Sand voll und hebt ihn zehnmal in 1 Minute auf einen Tisch und wieder runter. Achtung, fertig, los.“ Sie merken längst, wie absurd dieses Vorgehen ist. Zum einen wird es Jungen und Mädchen geben. Zum anderen werden da große und kleine Schüler/innen sein. Manche werden im Handballverein sein, andere Schach spielen. Während Sportskanone Klaus nach 20 Sekunden und ohne einen Tropfen Schweiß vergossen zu haben die Aufgabe erledigt hat, müht sich der Schöngest Wilbert ab, das Gewicht überhaupt auf den Tisch zu heben, denn der ist annähernd so hoch wie er selbst.

Kommt ihnen die Situation bekannt vor? Im Deutschunterricht derselben Klasse sitzt Ayse. Sie spricht zu Hause mit ihren Eltern nur türkisch. Direkt neben ihr sitzt Hans, Sohn eines Literaturprofessors. Dem wird als Gute-Nacht-Geschichte Hermann Hesse vorgelesen. Und beide schreiben dieselbe Deutscharbeit. Was soll dabei rauskommen? Ein völlig unfairer Wettkampf. Was nach Gleichheit anmutet, ist tatsächlich ungerecht. Denn zur Gerechtigkeit gehört, Ungleiche werden ungleich behandelt. Das 7G Unterrichtsprinzip produziert zwangsläufig überforderte, unterforderte und herausgeforderte Schüler*innen. Die Überforderten haben Angst zu versagen, die Unterforderten langweilen sich, nur die Herausgeforderten lernen.

Unterricht kann aber auch so gestaltet werden, dass die sehr verschiedenartigen Kindern auch sehr unterschiedlich(es) lernen. Herr Gleichmacher hätte die Aufgabe anders stellen können: „Jeder von euch tut so viel Sand in den Eimer, dass ihr den mit Mühe hochheben könnt. Dann hebt ihr euren Eimer in einer Minute so oft wie möglich auf einen Tisch und wieder runter. Das machen wir jetzt die nächsten drei Wochen und beobachten, ob ihr es immer öfter schafft oder ob ihr nach einiger Zeit mehr Sand in den Eimer füllen könnt. Herr Gleichmacher hätte auch verschiedene Stationen in der Halle aufbauen können mit

¹⁶ Das gilt insbesondere für die weiterführenden Schulen. Wer eine Grundschule besucht, wird bereits oft völlig andere Unterrichtsformen vorfinden. Da es mir aber ums Prinzip geht, nehme ich hier keine Differenzierung vor.

¹⁷ Vgl. etwa § 19 SchulG NRW

unterschiedlichen Übungen. Die Kinder dürfen sich dann aussuchen, an welcher Station sie arbeiten. Natürlich hätte er auch verschiedene Lernangebote etablieren können: zwei Stationen Krafttraining, zwei Stationen Koordination, zwei Stationen Ausdauer. Die Schule könnte auch für alle verbindliche Fächer festlegen und daneben verschiedenste freiwillige Lernangebote organisieren. Binnendifferenziertes Lernen ist auf verschiedenen Ebenen möglich. Beginnend mit Lernen am gemeinsamen Gegenstand¹⁸ auf sehr unterschiedlichen Niveaus bis hin zum individualisierten Lernen mit Lernzeitheften, wo jedes Kind in seinem Tempo an seinen Themen arbeitet. Hans Wocken formuliert es in diesem Band auf S. 13 allgemeingültig: „Ein differenziertes, vielfältiges Curriculum ist die logische und unerlässliche didaktische Antwort auf das breite Spektrum an Fähigkeitsunterschieden und Entwicklungsbedarfen.“

Bei dieser anderen Art von Unterricht wäre es prinzipiell völlig unnötig, jemanden aufgrund von Leistungsunfähigkeit vom Unterricht auszuschließen. Denn Lernen fände auf sehr unterschiedlichen Niveaus an unterschiedlichen Themen statt. Ich könnte meine Vorschläge für ein differenziertes Lernangebot noch eine Weile fortführen, will aber das Grundsätzliche an dieser anderen Art von Unterricht beschreiben.

3.4 Die veränderte Rolle von Lehrenden und Lernenden

Inklusive Schulen gehen davon aus, dass die Schülerinnen sehr unterschiedlich sind. Das betrifft auch und vor allem ihre Leistungsfähigkeit.

Nun könnte man die Forderung erheben, dann müssen eben die Lehrerinnen für diese unterschiedlichen Schülerinnen verschiedene Aufgaben stellen. Wenigstens müssen unterschiedliche Aufgaben für die zielgleich zu unterrichtenden Schüler*innen und für die zieldifferent zu unterrichtenden Schüler*innen gestellt werden. Diese Differenzierung nehmen die Schulgesetze vor. Damit werden die Schüler*innen in zwei Gruppen eingeteilt. Behindert – nicht behindert, zielgleich – zieldifferent, Normale – Unnormale.¹⁹ Ein Direktor eines Gymnasiums teilte mir strahlend mit, seine Schule werde nun auch inklusiv werden. Er erzählte: „Nach den Sommerferien nehmen wir fünf Kinder mit Lernbehinderungen auf. Diese werden dann an einer Tischgruppe von ihrem Sonderpädagogen unterrichtet“. Auf meine Nachfrage erfuhr ich, dass diese fünf natürlich etwas völlig anderes lernten als die anderen und statt Zeugnis einen Bericht über ihre Entwicklung bekommen werden. Worauf mir die

¹⁸ S. Georg Feuser: „Lernen durch Kooperation am Gemeinsamen Gegenstand.“ In: Behrendt, A., u.a. (Hrsg.): „Das Mögliche, das im Wirklichen (noch) nicht sichtbar ist ...“, S. 5-30

¹⁹ Die Einteilung in zwei Gruppen widerspricht dem Befund der empirischen Bildungsforschung: Gleichaltrige Kinder unterscheiden sich stark von anderen (=Interheterogenität). Und wer in Mathematik hochbegabt ist, kann sehr begrenzte sprachliche Kompetenzen haben (=Intraheterogenität). Und schließlich besteht ein Talent aus sehr vielen Teiltalenten. Mein Vorhandangriffsball ist exzellent, meine Rückhandabwehr dilettantisch.

Bemerkung entfuhr: „Dann machen Sie doch auch noch einen Zaun um diese Tischgruppe herum und schreiben <Bitte nicht füttern> dran.“

Der Vorschlag, Lehrende müssen für beide Arten von Schüler*innen Aufgaben und Lernwege entwickeln, löst bei vielen Lehrer*innen völlig zu Recht Schnappatmung und Panikattacken aus. Die Vorbereitungszeit für Unterricht wird, wenn nicht verdoppelt, so doch deutlich erhöht werden. Und was ist, wenn zu dem körperbehinderten Schüler noch einer mit kognitiver Leistungsminderung kommt? Muss ich dann drei sich unterscheidende Aufgaben/Unterrichtseinheiten vorbereiten? Oder ist es gar Ziel, für jedes Kind individuell Aufgaben und Lernwege zur Verfügung zu stellen?

Diese Sorge geht davon aus, dass vor allem die Lehrkraft verantwortlich ist, die richtige Aufgabe für den richtigen Schüler zu finden. In meinen oben genannten Beispielen ist das nicht so. Die Lernenden werden für ihr Lernen verantwortlich. Sie müssen herausfinden, welche Aufgabe sie sich zumuten können und wollen? Nicht der Lehrende bestimmt die Sandmenge, sondern der Lernende. Als wir in der Oberstufe Volleyball gespielt haben, konnte ich meinen Sportlehrer mit exzellenten Aufschlägen überraschen. Beim Geräteturnen war ich aber draußen. Da habe ich Gleichgewichts- und Koordinationsübungen auf einer Bodenmatte gemacht. Übrigens, mit anderen aus meinem Kurs zusammen. Die Rolle des Lehrenden hatte sich verändert, genauso wie die Rolle des Lernenden. Er war für die Organisation von Lernmöglichkeiten zuständig und in meiner Verantwortung lag es, diese Möglichkeiten zu nutzen. Pointiert könnte man sagen, Schüler*innen bestimmen mit was, wann, wie und mit wem sie lernen wollen. Lehrende geben Lernanregungen, stellen Aufgaben, begleiten beim Lernen und initiieren neue Erfahrungen. Aus „Einer stellt eine Aufgabe für Alle“ wurde „alle finden die für sie passende Aufgabe“. Die vielfach in Deutschland verbreitete Marionetten-Pädagogik (einer hält die Fäden in der Hand und die anderen gehorchen und führen aus) wurde eine Pädagogik der Verantwortung. Verantwortung für sich selbst und für die Mitlernenden, geführt und begleitet von einem oder besser noch mehreren Lerninitiatoren.

3.5 Mehr lernen, weniger bewerten

Die deutsche Schule ist eine Wettkampfschule! Ich dachte, ich fange diesen Abschnitt mal mit einem starken Satz an, über den sie sich hoffentlich wundern. Ab Klasse zwei gibt es in fast allen Bundesländern Noten. Und in den letzten Jahren hat die Zahl der Leistungsbewertungen, Tests, Klassenarbeiten zugenommen. Eine Schule, in die alle Kinder gehen hat ein großes Problem zu lösen, nämlich was machen wir mit den Noten.

Ich war in der Oberstufe des Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasiums angekommen und die Schule hatte einen Grundkurs Sport mit dem Schwerpunkt Tischtennis (für mich) eingerichtet. Zum Glück gab es andere Oberstufenschüler*innen, die ebenfalls in einem Verein spielten und

von dem Grundkurs profitierten. Natürlich mussten wir auch andere Sportarten ausüben, Leichtathletik zum Beispiel. In Stufe 12 gab es einen Test. Die Jungs mussten 1.000 Meter laufen, die Mädchen 800. Bemerkenswert, denn was im Deutschunterricht nicht vorgesehen war, passierte im Sportunterricht. Aus der eigenen Startklasse (alle gleichaltrigen Schüler*innen in einem Wettlauf) wurden plötzlich zwei Startklassen (gleichaltrige Jungs und gleichaltrige Mädchen laufen um die Wette). Ich trainierte drei Wochen für den Test und gab alles, kam aber leider als Letzter ins Ziel. Mein Lehrer nannte mir die Zeit und zeigte mir dann seine Tabelle. „Unter 2.55 Min. hättest du eine Eins bekommen. Das hier ist die Zeit für eine Vier. Du hast 7:35 Min gebraucht, das ist eine Neun.“ Ich protestierte: „Aber ich bin doch mit einer Prothese gelaufen“. Kaum hatte ich das gesagt kam Jule, 85 Kilo, und protestierte ebenfalls: „Die Anne wiegt nur 50 Kilo, ist doch klar, dass die viel schneller laufen kann als ich“. Dann kam Jens: „Ich bin 1,55m klein und habe keine Chance gegen die langen Beine von Burak, der 1.85 groß ist“. Ich brachte ein weiteres Argument: „7:35 ist meine persönliche Bestzeit. Eigentlich müsste ich eine Eins bekommen. Burak hat sich gar nicht angestrengt, weil der ja im Landeskader läuft und er bekommt eine Eins, obwohl der auch 2.40min hätte laufen können.“ Wir hatten plötzlich eine rege Diskussion, ob der Wettkampf, den wir gerade durchgeführt hatten, überhaupt gerecht ist. Und das war erst aufgefallen, weil ich dabei war.

Üblicherweise gehen wir klammheimlich davon aus, dass alle Menschen, die bei einem Test mitmachen auch die gleiche Chance haben, diesen gut zu bestehen. Das aber ist eine Illusion. Weder hat Ayse bei der Deutscharbeit die gleiche Chance wie Hans, noch können alle Drittklässler die gleiche Weite beim Kugelstoßen erreichen. Gibt es beim Sport und vor allem beim Behindertensport ein Bewusstsein dafür, dass wir statt Klassen bilden müssen, wenn es gerechte Wettkämpfe geben soll, gibt es in der deutschen Schule nur eine einzige Startklasse, nämlich die Altersklasse. Alter ist für viele Leistungen aber überhaupt keine relevante Größe. Stellen Sie sich einen Boxkampf von zwei 30-jährigen Männern vor, einer im Federgewicht, einer im Schwergewicht.

Und üblicherweise werden die absoluten Leistungen verglichen, also die Schülerinnen untereinander (Durchschnitt als Referenz). Nicht verglichen werden die relativen Leistungen, also der Lernerfolg des Einzelnen. Das wird Ayse, die sich im Deutschunterricht mächtig angestrengt hat, sehr frustrierend. Und ich hatte nach dem 1000 m Lauf gründlich die Schnauze voll. Genauso werden leistungsstarke Schüler*innen nicht motiviert, noch mal richtig Gas zu.

Was also machen wir mit den Noten, wenn sehr unterschiedliche Schülerinnen gemeinsam lernen? Mein Vorschlag, wir begrenzen die Macht der Noten.

In allen Lerngruppen gibt es zwei Modi: Training und Wettkampf. In meinem Tischtennisverein, dem TV-Dellbrück, trainieren alle Jugendlichen miteinander. Wenn wir aber zu einem Turnier fahren, startet jeder in der für ihn passenden Leistungsklasse. Und nicht jedes Kind muss bei den Turnieren teilnehmen. Manche wollen das nicht und melden sich nicht an. Diese Unterscheidung könnte auch in die Schule Eingang finden. In den skandinavischen Ländern ist die Schule bis Klasse sechs eine Lernschule, also wie Training. Statt Kinder miteinander zu vergleichen wird der Lernfortschritt dokumentiert. Oder wie es der Satz, der Heinrich Pestalozzi zugeschrieben wird, auf den Punkt bringt: „Vergleiche nie ein Kind mit einem anderen Kind, höchstens mit sich selbst. D.h., die Lernenden bekommen regelmäßig ein Feedback über ihre Verbesserungen, einen Lernentwicklungsbericht. Und womöglich ist der Lehrenden nicht der einzige, der Rückmeldung gibt. Die Mitlernenden können Feedback geben und natürlich auch die Eltern. Denn wenn Kinder erleben, dass sie sich verbessern, motiviert Sie das enorm. John Hattie hat daher seiner berühmt gewordenen Studie über erfolgreichen Unterricht den Titel „visible learning“, Lernen sichtbar machen gegeben. In einer Lernschule könnte es darüber hinaus freiwillige Wettbewerbe geben. Wer will, kann am Lesewettbewerb teilnehmen. Es gibt Schulen, da können die Lernenden selbst bestimmen, wann Sie den Test schreiben wollen. Nämlich dann, wenn sie sich kompetent genug fühlen.

Training und Wettkampf sind zwei berechtigte Modi. Wo es um standardisierte Leistungen, um unbedingt notwendige Fähigkeiten geht, da ist natürlich der Wettbewerb erlaubt und notwendig. Daraus folgt, je länger ein Bildungsweg dauert, desto wichtiger ist das Erreichen von vorgegebenen Zielen und Standards. Und desto wichtiger werden Leistungsüberprüfungen und desto berechtigter werden Ausschlüsse. Kurz vor der Narkose für meine Operation am offenen Herzen begrüßt mich der Chirurg. Mir fällt auf, dass er stark zittert. Er erklärt: „Ich habe seit der Geburt eine Spastik. Aber dank Inklusion darf ich trotzdem operieren. Das Krankenhaus durfte mich aufgrund der Behinderung nicht ablehnen.“

Eine Schule, in der alle gemeinsam lernen und in der jeder Lernender einen seiner Leistung entsprechenden Abschluss machen kann, wäre eine machbare Schule für alle. Binnendifferenzierung widerspricht nicht dem Inklusionsgedanken. Ich wollte bei den Fahrradtouren meiner Freunde nicht mitradeln, weil mein Fahrrad Stützräder hatte, das rechte Pedal wegen meiner Prothese abgebaut war und ich deshalb einfach zu langsam war. Beim Grillen war ich abends aber selbstverständlich dabei. Inklusion heißt nicht, jeder muss immer tun, was alle tun. Das wäre nur bei völliger Gleichheit aller Menschen möglich.

4. Fazit

Inklusion ist eine radikale Idee. Gemeinsam suchen wir nach Wegen, Mitmachen zu ermöglichen. Ausgrenzungen so sollen soweit möglich auf die unbedingt notwendigen reduziert werden. Treibende Kraft für inklusive Lebenswelten ist der Staat, der juristisch die Gleichberechtigung der Verschiedenen festgeschrieben hat. Und es sind die vielen Menschen, denen außergewöhnliche Typen am Herzen liegen. Und die Menschen, die im Fremden den Freund erkennen. Und die vielen Schulen, die für alle Kinder bestmögliche Lernräume schaffen. Schulen, die sich über Entwicklungen und Lernen freuen und nicht mehr gleiches Wissen von allen anstreben. Inklusion heißt, nicht jeder muss immer alles können, aber alle gehören dazu. Inklusion ist wie Theater: Jede und Jeder spielt eine andere Rolle und gemeinsam sind wir das Ensemble.

Mein Traum

Ich träume von einer Welt, in der

...Menschen spielend gewinnen. Wer mit dem nötigen Ernst spielt, der kann spielend den Ernst des Lebens angehen.

...alle Menschen das Glück ihrer Begabung genießen können. Wer an Herausforderungen wächst, der wird stark fürs Leben. Wer selbst bestimmen darf, der übernimmt Verantwortung für sein Leben.

...es keinen Zwang zur Leistung gibt, wohl aber die Lust am Gelingen. Bedrückte Menschen geben nie ihr Bestes, herausgeforderte Menschen schon. Nicht Angst macht stark, sondern die Überwindung der Angst.

...Menschen, die an ihren eigenen Unzulänglichkeiten leiden, nicht zu Verlierern werden. Kein Mensch darf glauben, er sei zu dumm, zu unfähig oder zu behindert, um dazuzugehören. Jeder ist anders, das ist normal.

...die Vielfalt der Menschen nicht als Problem, sondern als Reichtum verstanden wird. Nicht Menschen müssen an die Gesellschaft angepasst werden, sondern die Gesellschaft an den Menschen. Wenn Menschen nicht in unsere Gesellschaft hineinpassen, dann liegt das an ihr, nicht am Menschen.

...in der die Bedürfnisse von Menschen respektiert und beachtet werden. Wenn sich ein Mensch ungewohnt verhält, so hat das immer Gründe. Statt ihn zur Räson zu bringen, sollten wir ihm Be-Achtung schenken und erforschen, was dieser gerade braucht.

...der Fluch des Vergleichens so weit wie möglich gebannt wird. Statt immer öfter Menschen zu messen, zu werten und an einen Standard anzupassen, sollten wir den Segen des Individuellen entdecken.

...die Unterscheidung in Starke und Schwache überflüssig ist. Jeder hat Stärken und jeder hat Schwächen. Manchmal entdecken wir sogar: Was man für eine Schwäche erachtete, kann sogar zur Stärke werden.

...es starke Menschen gibt, die anderen Menschen eigenverantwortlich Aufgaben überlassen, sie aber zugleich nicht alleine zu lassen.

...es Autoritäten gibt, die es nicht nötig haben, Macht- und Druckmittel einzusetzen. Die fragen, was kann ich tun, damit sich mir ein Mensch anvertraut? Selbst Gott verzichtet auf jede zwingende Gewalt und wartet auf entgegengebrachtes Vertrauen.

...es Schulen gibt, die alle Schüler/innen besuchen dürfen. Niemand ist zu schlecht, niemand zu gut, um nicht miteinander lernen zu können.

...es Schulen ohne Noten gibt. Menschen lernen weder für Noten noch für die Schule. Sie lernen nur fürs Leben und aus Interesse.

...es Schulen gibt, in denen die Schüler/innen mitbestimmen dürfen, was sie lernen wollen. Lehrer/innen mögen viel mehr wissen als ihre Schüler/innen. Aber wissen sie auch besser, was für diese wichtig ist?

...Lehrer/innen und Schüler/innen einander vertrauen. Lehrer/innen ihren Schüler/innen neue und aufregende Welten öffnen. Schüler/innen keine Angst und keine Scham haben, sich ihren Lehrer/innen anzuvertrauen.

...in der Menschen mehr sind als die Summe ihrer Fähigkeiten.

Rainer Schmidt, in: Spielend das Leben gewinnen - Was Menschen stark macht, Gütersloh 2009

Kleiner Knigge

für Mitarbeitende der Verwaltung im
Umgang mit außergewöhnlichen Menschen



Herzlich Willkommen zur Kunst des Umgangs mit außergewöhnlichen Menschen, die doch völlig normal sind.

Wer in der öffentlichen Verwaltung arbeitet, hat es oft mit den unterschiedlichsten Menschen zu tun.

Dieser kleine Leitfaden gibt Anregungen im Umgang mit außergewöhnlichen Menschen. Er soll helfen, mit Verunsicherungen umzugehen. Dafür finden Sie eine Reihe konkreter Tipps, um möglichst stressfrei im Kontakt zu den unterschiedlichsten Menschen zu sein.

Der Leitfaden ist also nicht als moralische Keule zu verstehen, damit sich nur Jeder (und natürlich auch Jede ;-)) stets 100-prozentig politisch korrekt verhalten kann. Es geht nicht um absolute und richtige Verhaltensregeln oder gar um ewige Wahrheiten, sondern um die Kunst des Umgangs mit außergewöhnlichen Menschen in außergewöhnlichen Situationen.

Deswegen ist dieser Text auch absichtlich umgangssprachlich geschrieben worden. Und er enthält hoffentlich eine Prise Humor. Jedenfalls wollen die vielen Beispiele mit einem Augenzwinkern verstanden werden.

Wer ist mit „außergewöhnlichen Menschen“ gemeint?

Wer ist nun mit „außergewöhnlichen Menschen“ gemeint? Zuallererst einmal sind Menschen mit Behinderungen gemeint. Es könnten aber auch demenzkranke Menschen sein oder Menschen, die nicht deutsch sprechen. Sogar die Bundeskanzlerin kommt infrage. Oder wissen Sie wie man sie korrekt anspricht? Frau Merkel, Frau Dr. Merkel oder Frau Bundeskanzlerin?

Wer ein „außergewöhnlicher Mensch“ ist, das hängt vor allem vom Betrachter ab. Wer nie einem Demenzkranken begegnet ist, für den ist ein solcher vermutlich außergewöhnlich. Wer dagegen 10 Jahre in der Pflege mit Demenzkranken gearbeitet hat, für den sind demenzerkrankte Menschen völlig normal.

Die eigentliche Frage ist also, wer ist für mich außergewöhnlich? Wer ist für mich unnormal, verunsichernd und also gewöhnungsbedürftig. Und damit verbunden, wem gegenüber verhalte ich mich anders als üblich, vielleicht sogar seltsam.

Zurück zu den Menschen mit Behinderungen. Die Begegnungen mit ihnen stehen im Mittelpunkt dieses kleinen Knigges. Warum?

3 Gründe:

1. Seit 2009 gilt die UN-Behindertenrechtskonvention in Deutschland. Diese fordert vom Staat einen diskriminierungsfreien Kontakt zu Menschen mit Behinderungen.
2. Immer wieder äußern Mitarbeitende von Behörden, dass sie im Kontakt zu Menschen mit Behinderungen verunsichert sind. „Soll ich helfen oder nicht?“
3. Und schließlich beschwerten sich Menschen mit Behinderungen zuweilen darüber, dass sie nicht so behandelt wurden, wie sie sich das wünschen. „Der hat immer meinen Mann angesprochen und nicht mich. Denkt der, Blinde können nicht sprechen?“

Übrigens, die Formulierung „Menschen mit Behinderungen“ legt nahe, dass es „Menschen mit Behinderungen“ und „Menschen ohne Behinderungen“ gibt. Diese Unterscheidung/dieses medizinische Menschenbild ist aber nur für Sozialhilfeträger und Mediziner notwendig. Denn vom Status „behindert“ hängen die Bewilligung von Leistungen, bzw. die Notwendigkeit einer Therapie ab.

Bei einer Familienfeier oder bei Stadionbesuchern müssen Sie die Menschen nicht in die Kategorien behindert, nichtbehindert einteilen. Das Medizinische Menschenbild ist in diesen Lebensbereichen überflüssig. Da gilt: jeder Jeck ist anders. Oder wie es der ehemalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker formuliert hat: „Jeder ist anders, das ist normal“.

So, und jetzt geht es los.

1. Oberster Grundsatz: Behandeln Sie jeden Menschen höflich!

Vorsicht ist die Mutter der Porzellanbox, Höflichkeit ist der Vater. Es ist eine Binsenweisheit, aber wer die üblichen höflichen Verhaltensweisen in der Begegnung mit seinen Mitmenschen beachtet, fährt in der Regel gut damit. Konkret heißt das:

A) Machen Sie keinen Unterschied. Behandeln Sie Jede/n respektvoll und freundlich

Egal wer vor Ihnen steht, jeder Mensch möchte respektvoll und freundlich behandelt werden. Vor Gericht und im Rheinisch-Bergischen Kreis werden Menschen ohne Ansehen der Person behandelt. Machen Sie ihre Umgangsformen unabhängig davon, ob ein „Ausländer“ eine „Behinderte“, ein „Hartz4-Empfänger“ vor Ihnen steht. Sind alles zuerst schlichte Menschen.

B) Niemanden abwerten

Manche Menschen stehen in der Gefahr, von anderen nicht ernst genommen zu werden: Die Frau im Seniorenheim, die in Kindersprache begrüßt wird; der geistig behinderte Mann über den in seinem Beisein gesprochen wird; Der türkischstämmige KFZ-Meister, der mit „Ey, Ahmed“ angesprochen wird.

Verhalten Sie sich in asymmetrischen Beziehungen (Lehrer/Schüler; Chefin/Angestellte; Beamte/Antragsteller) wie in symmetrischen Beziehungen (Kollegin/Kollege; kath. Priester/ev. Pfarrer; Gast/Gastgeber).

C) Tun Sie so als sei das Außergewöhnliche normal für Sie

Manche Behinderung springt so stark ins Auge, dass sie permanent in Gesprächen thematisiert wird. Der Kleinwüchsige wird gefragt, ob seine Wohnung mit Kindermöbeln eingerichtet ist.

Aber sehr oft geht es nur um die Sache und nicht um die Behinderung des Antragstellers.

Beim Kauf von Briefmarken spielt es keine Rolle, ob ein Mensch eine Behinderung hat oder nicht. Insofern muss man sie auch nicht ansprechen. Ich will normal behandelt werden heißt auch: Ich bin nicht immer und überall zuerst behindert. „Es nervt, wenn der Ohnhänder bei jedem Behördengang gefragt wird, wie das mit dem Essen klappt“. Plumpe Neugier ist in Gesprächen tabu.

D) Machen Sie einen Unterschied. Berücksichtigen Sie Besonderheiten

Manchmal ist es nicht egal, wer vor Ihnen steht. Alle Menschen möchten, dass andere Rücksicht auf Besonderheiten nehmen. Sprechen Sie laut und deutlich, wenn ihr Gegenüber sie auf seine Schwerhörigkeit aufmerksam gemacht hat.

Machen Sie begründete Ausnahmen. Bitten Sie die Dame mit Rollator und angestrengtem Gesichtsausdruck aus der Warteschlange nach vorne zu kommen. Die Rolli-Fahrerin, die bequem sitzt, kann dagegen wie alle anderen auch an"stehen" .

E) Lassen Sie sich selbst respektvoll und höflich behandeln

Gelingende Kommunikation hängt immer von beiden Seiten ab. Wie Sie ihr gegenüber behandeln, so wollen Sie selbst behandelt werden. Respektlosigkeiten, Unverschämtheiten, abwertendes Verhalten sollten Sie nicht hinnehmen. Auch nicht, wenn dieses Verhalten von einem behinderten Menschen ausgeht.

2. Wichtige Kleinigkeiten

A) Umgang mit Verunsicherung

Manche Menschen verunsichern uns. Wie gebe ich jemandem die Hand, wenn der keine hat? Wohin sehe ich, wenn ich mit einem Blinden spreche. Bleibe ich stehen, wenn ich mit einem Menschen im Rollstuhl spreche oder knie ich, um auf Augenhöhe zu kommunizieren?

Wer verunsichert ist, darf seine Verunsicherung zugeben:

„Entschuldigung, Ich bin gerade unsicher wie ich Sie begrüßen soll.“

B) Soll ich helfen und wenn ja wie?

Manche Menschen wirken hilflos.

- a) Eine blinde Frau geht langsam durch den Flur und sucht anscheinend nach dem richtigen Büro.
- b) Ein Mann zittert stark und soll ein Formular ausfüllen.

Sie haben 3 Verhaltensmöglichkeiten:

1. Ich ergreife Initiative und löse das „Problem“:

- a) Ich ergreife den Arm der Dame mit den Worten: „Wohin wollen Sie? Ich bringe sie hin!“
- b) Lassen Sie mich das schnell ausfüllen.

2. Ich überlasse dem anderen die Initiative

- a) solange die mich nicht bittet, habe ich mit der Dame nichts zu tun.
- b) ich lege Formular und Stift vor ihn und sage: „Bitte füllen Sie das aus!“

3. Ich biete Hilfe an

- a) Entschuldigung, kann ich Ihnen behilflich sein?
(brauchen Sie Unterstützung?)
- b) Wenn Sie wollen, übernehme ich gerne das Ausfüllen des Formulars.

Mit Variante 3 fahren Sie meistens gut. Denn Sie überlassen dem Gegenüber die Entscheidung, das heißt Sie nehmen ihn ernst. Gleichzeitig ist Ihnen der Mitmensch nicht egal. Sie zeigen, dass Sie sich kümmern. Sie ergreifen also einerseits die Initiative und überlassen andererseits ihrem Gesprächspartner die Entscheidung (Selbstbestimmung). Außerdem berücksichtigen Sie, dass es zuweilen schwer fällt, nach Hilfe zu fragen. An-Alphabeten ist Ihre Unfähigkeit oft peinlich; Blinde sprechen meist ungern ins Ungewisse hinein. Hilfe anbieten ist leichter als um Hilfe zu bitten.

Mit Variante 3 fahren Sie meistens gut, nicht immer. Denn alle Menschen haben unterschiedliche Erfahrungen gemacht und ticken unterschiedlich. Es liegt nicht alleine an Ihnen, ob ein Kontakt gelingt oder nicht. Vielleicht sagt die blinde Dame auch: „Was glauben Sie denn? Nur weil ich blind bin, bin ich zu blöd meinen Weg zu finden, oder was?“ Sollte sie so reagieren, können Sie immer noch sagen: „Nein, das glaube ich nicht. Ich hatte nur den Eindruck, Sie suchen den Weg und wollte Ihnen deswegen meine Hilfe anbieten.“ Sollten Sie allerdings Spaß an Eskalation haben, können Sie auch erwidern: „Undankbare Kuh. Sie sind nicht nur blind, sondern auch noch borstig“. Kleiner Tipp am Rande: Entscheiden Sie sich für die Deeskalation! Das erspart Zeit und Nerven.

C) Welche Hilfe muss ich anbieten?

Achtung: Gesetzlicher Anspruch!

Es gibt eine ganze Reihe von Hilfeleistungen, auf die Menschen gesetzlich festgelegte Ansprüche haben. Wer etwa als Gehörloser in der Gebärdensprache kommuniziert, hat das Recht auf einen vom Träger öffentlicher Belange bezahlten Gebärdendolmetscher.

„Blinde und sehbehinderte Menschen können insbesondere verlangen, dass ihnen Bescheide, Vordrucke und amtliche Informationen unentgeltlich auch in einer für sie wahrnehmbaren Form zugänglich gemacht werden“. (Art 2, §9, Nr.3 Erstes allgemeines Gesetz zur Stärkung der Sozialen Inklusion in Nordrhein-Westfalen).

Ganz grundsätzlich gilt der 3-Schritt:

- Die Mitarbeitenden des Rheinisch-Bergischen Kreises müssen die volle, wirksame und gleichberechtigte Teilhabe von Menschen mit Behinderungen anstreben. So müssen sie zum Beispiel Menschen mit Behinderungen auf das Recht auf barrierefreie Kommunikation hinweisen (s. Kommunikationshilfenverordnung NRW).
- Die Menschen mit Behinderungen dürfen bestimmen, welche Unterstützungen sie benötigen, um wie alle anderen auch Ihre Anliegen beim Rheinisch-Bergischen Kreis geltend zu machen
- Die Kreisverwaltung muss gegebenenfalls entstehende Kosten (etwa für Gebärdendolmetscher, höherer Zeitaufwand bei der Antragsstellung, ...) tragen.

Ein Blick in das Inklusionsstärkungsgesetz (IGG NRW) und die Kommunikationshilfenverordnung des Landes NRW ist nützlich:

Da es inzwischen eine Vielzahl an gesetzlichen Vorschriften gibt, die das Zeug haben, jeden Mitarbeitenden gründlich zu überfordern, hat die Geschäftsstelle Inklusion (-58-) ein paar nützliche Checklisten und Serviceleistungen für Sie zusammengestellt. Und natürlich erspart ein Anruf bei der Geschäftsstelle oft eine aufwändige Eigenrecherche:

Hier sind die wichtigsten

Veröffentlichungen

- „Checkliste barrierefreie Veranstaltungen planen“ ... kein Pflichtenheft, sondern Möglichkeit zur Überprüfung, ob wesentliche Aspekte bedacht sind
- „Was macht die Kreisverwaltung“, ein Heft in Leichter Sprache
- Malheft „MAL ANDERS“, fröhliche Darstellung unterschiedlicher Begegnungen mit Menschen mit Behinderungen in Cartoons (Hubbe) zum Ausmalen

Materialien für barrierefreie Zugänge:

- Mobiles Rampensystem
Die Gesamtlänge (6,20 m) der modular aufgebauten Rampe ermöglicht, sowohl kleinere Schwellen, wie auch mehrere Stufen oder größere Hindernisse für Rollstuhlfahrer, Rollator-Geher oder Eltern mit Kinderwagen zu überwinden. Ein Geländer ist vorhanden.
- Mobile Höranlage
Die Höranlage ist so konzipiert, dass sie sowohl für Einzelberatungen, wie auch für Gruppengespräche oder große Veranstaltungen eingesetzt werden kann. Ein Einsatz bei Führungen oder Exkursionen ist ebenfalls möglich. Technisch können Vorträge, Gespräche, Seminare o.ä. auf Hörgeräte oder Kopfhörer übertragen werden.
- Niedrige runde Tische (Stehtische)
Gerne werden bei Veranstaltungen Stehtische zur Verfügung gestellt. Diese sind für Rollstuhlfahrer bestens als Unterstand geeignet. Daher sind ergänzend zur bestehenden Ausstattung niedrige runde Tische (einschließlich Hussen) beschafft worden.

Sensibilisierer

- Rollstuhlparcour
Das Erleben der Fortbewegung im Rollstuhl mit den ganz alltäglichen Hindernissen wird durch den Rollstuhlparcour möglich gemacht.

- Give-aways“ Inklusion
Verfügbar sind Schreibblöcke, Schlüsselanhänger, Zollstöcke, Lippenbalsam, Kugelschreiber und Stofftaschen mit dem Aufdruck
IN-KLUGER-MISSION

D) Sachbearbeiter, nicht Seelsorger

Manchmal haben Sie es mit Menschen zu tun, die ein ganz schönes Paket zu tragen haben. Der Mann im Rollstuhl hatte vor 15 Jahren einen schweren Unfall, wurde darauf von seiner Frau verlassen und arbeitslos und wartet jetzt auf seine 13. Operation. Es könnte sein, dass Sie von ihm binnen Sekunden als Seelsorger auserkoren wurden und nun mit einer Flut Lebensgeschichte überschwemmt werden.

Höflichkeit heißt hier: Ich höre eine Weile zu und fühle mich ein. Dann weise ich höflich auf den Grund seines Besuches hin (wir sollten nun zu ihrem Antrag kommen) und auf ihre eigene Zeitknappheit (vielen Dank, dass Sie mich ins Vertrauen ziehen, aber ich bin unter Zeitdruck, da draußen noch fünf andere Menschen warten.)

E) Muss ich anders reden als sonst?

Darf ich einen blinden Menschen mit „auf Wiedersehen“ verabschieden oder einen Rolli-Fahrer bitten, ins nächste Zimmer zu „gehen“?

Ja, dürfen Sie! Die deutsche Sprache ist gespickt mit Metaphern. Wenn ich jemanden „treffe“, werfe ich in den seltensten Fällen mit Gegenständen nach ihm. Großartige Menschen müssen weder groß noch artig sein. Und Früh-Kölsch schmeckt am besten abends.

Wer übliche Redewendungen verwendet, der zeigt, die Situation ist für mich normal. Wer sich einen abbricht, der signalisiert Unsicherheit.

Und sollte sich doch mal jemand an Ihren wohlfeilen Metaphern stören („dauert nur einen Augenblick. Blinder: na, das kann ja ewig dauern) wird er es schon sagen.

3. Zum Schluss

Vielleicht hatten sie beim Lesen dieses Ratgebers das Gefühl, da stehen ja nur Selbstverständlichkeiten drin. Dann herzlichen Glückwunsch!

Offensichtlich gehören Sie zu den Menschen, die schon zu den unglaublichsten Typen Kontakt hatten. Sie lassen sich schon längst nicht mehr aus der Ruhe bringen. Und ja, viele Mitarbeitende in Behörden haben durch jahrelange Übung die Ruhe weg und sind mit allen Wassern gewaschen. Die können dieses Papier beruhigt in die Tonne stopfen und sich auf Ihre Erfahrung verlassen.

Oder aber Sie geben den Leitfaden als Akt missionarischer Nächstenliebe an Unerfahrene weiter, gerne mit den Worten: Lies das mal. Solltest du etwas nicht verstehen, ich erkläre es dir gerne.

Mit dem richtigen Tonfall in der Stimme müssen Sie nicht einmal „du stümperhafter Anfänger“ hinzufügen.

Herausgeber: Rheinisch-Bergischer Kreis, Der Landrat
Geschäftsstelle Inklusion, Am Rübezahlwald 7, 51469 Bergisch Gladbach
Telefon: 02202 13 2135, Mail: inklusion@rbk-online.de

Kleiner Knigge für Mitarbeitende der Verwaltung im Umgang mit außergewöhnlichen Menschen
Text: Rainer Schmidt, Referent, Pfarrer und Kabarettist, Illustration: Phil Hubbe
Grafik Design: Sabine Müller, Druck: 1200, 1. Auflage 2017/1200 Stück

„Inklusion bedeutete für mich schon früh: Ich gehöre dazu“. Rainer Schmidt, Pastor und mehrfacher Goldmedaillengewinner bei den Paralympics im Tischtennis.



Wer Inklusion will, braucht Experimentierfreude

Inklusion ist möglich, auch dann, wenn es um Wettkampf und Leistung geht. Es kommt nur darauf an, wie wir die Lebensbereiche gestalten.

Rainer Schmidt

Ich erzähle erst einmal, wie ich auf die verrückte Idee gekommen bin, Tischtennis, also Vorhand und Rückhand zu spielen, obwohl ich nicht einmal Hände habe. Wie ist bei mir die Teilhabe vonstatten gegangen, obwohl ich mich von anderen Tischtennispielenden sehr unterschieden habe? Ich war zwölf, als meine Eltern auf die Idee kamen, Urlaub in einem 450 Seelen-Dorf in Österreich zu machen. Dort gab es eine Tischtennisplatte. Und natürlich habe ich versucht, Tischtennis zu spielen. Ich wollte machen, was alle machen. Also habe ich mir einen Schläger genommen und habe dann versucht, den Ball zu schlagen. Ich merkte rasch, ich kam weder links noch rechts, schon gar nicht an die kurzen Bälle dran. Und wenn die Kinder ernst gemacht haben, dann war ich sofort erledigt. Schnell war mir klar: Tischtennis ist nichts für mich. Ich bin gescheitert an der Barriere, die der Sport nun mal mit sich bringt, nämlich an der Fähigkeitsbarriere. Ich hätte mich nun auf mein Zimmer zurückziehen können. Aber ich fühlte mich zur Gruppe der Urlaubskinder dazugehörig und wollte nicht außen vor sein. Intuitiv habe ich gemacht, was heute jeden Pädagogen freuen würde. Wenn ich nicht machen kann, was alle können, so suche ich eine neue Aufgabe, um trotzdem dabei zu sein. Ich wurde Schiedsrichter: Kannst nichts, bist aber wahnsinnig wichtig. Natürlich

können die auch was. Mindestanforderung beim Tischtennis: Bis elf zählen, Regeln kennen, aufmerksam sein. Ich hatte nicht die gleichen Fähigkeiten wie die anderen, habe aber eine andere Funktion eingenommen. Dann sah mich ein anderer Urlaubsgast: „Willst du nicht mit-spielen?“ Ich: „Doch, aber ich kann das nicht.“ Er überlegt: „Ich habe da eine Idee“. Am nächsten Tag kam er wieder, hatte Schaumstoff und Schnüre dabei und sagte: „Ich versuche, dir einen Schläger an den Arm zu binden“. Ich hielt ihm meinen Arm hin und er hat mir den Schläger drangebunden. Dann habe ich angefangen mit der wackeligen Konstruktion zu spielen. Ich konnte plötzlich einen Aufschlag, kurze Bälle erreichen und die links und rechts in der Ecke auch. Das war ein wunderbares Erfolgserlebnis. Warum treiben Menschen Sport? Weil sie wunderbare Erfolgsergebnisse bekommen.

Gleich mit Rechten und Bedürfnissen

Wer Inklusion will, der sucht nach Beteiligungsmöglichkeiten und Erfolgsergebnisse für alle. Kaum zuhause habe ich zu meinem Vater gesagt: „Ich gehe in einen Tischtennisverein.“ Da wartete die nächste Barriere auf mich. Zuerst in meinem Kopf. Was, wenn die Kinder mich ablehnen. Dann habe ich meinen Cousin gefragt. Gemeinsam lassen sich Barrieren besser überwinden. Und dann hat uns mein Vater zum Training gefahren. Zum Trainer sagte er: „Das ist mein Sohn, der möchte gerne Tischtennis spielen“. Trainer: „Ich verstehe viel von Tischtennis, habe aber keine Ahnung, wie man ohne Hände spielt. Wir können ja gemeinsam herausfinden, wie das geht.“ Was für ein Trainer! Gibt seine Verunsicherung zu, lässt sich von meinen (offensichtlichen) Unfähigkeitsbarrieren nicht abhalten und wird selbst zum Lernenden. Wer Inklusion will, braucht keine fertigen Konzepte, sondern Experimentierfreude und Lernbereitschaft. Ich habe mit Hilfe anderer meinen eigenen Weg gefunden, an Tischtennis zu partizipieren. Also eine wunderbare inklusive Geschichte.

Als ich 1965 in eine ganz normale Familie hineingeboren wurde, ohne Hände, ohne Unterarme mit einem verkürzten Bein, war der Schock zunächst groß. „Was soll aus dem Jungen werden?“ Zum Glück war nicht nur die Verunsicherung meiner Eltern groß, sondern auch deren Kampfeswille. Machten andere einen Vorschlag, mich in einer Einrichtung für behinderte Kinder erziehen zu lassen, weil ich dort optimal gefördert werden würde, sagten meine Eltern: „Nein der gehört zu uns.“ Inklusion bedeutete für mich schon früh: Ich gehöre dazu. Da, wo Menschen sich zugehörig fühlen, sich verbunden fühlen ist das wichtigste schon geschafft. Eltern

nennen es „Liebe“. Gemeinden nennen es „Verbundenheit mit dem Leib Christi“.

So wuchs ich sechs Jahre gemeinsam mit anderen Kindern im Dorf glücklich auf. Ich gehörte dazu und entdeckte spielend die Welt, na gut, das Dorf. Dass ich nicht alles machen konnte, störte weder mich noch andere. Dann wurde ich in eine Sonderschule eingeschult. Ich hatte es schon damals nicht verstanden. Warum sollte ein normaler Mensch ohne Hände in eine Einrichtung gehen, die ihn von der „normalen“ Gesellschaft ausschließt? Warum sollte ein Kind mit Down-Syndrom nur mit anderen Down-Syndrom-Kindern spielen und lernen? Statt mit meinen Freunden zu Fuß zur Schule zu gehen, wurde ich nun mit dem Fahrdienst zur Sonderschule gefahren. Ich kam erst gegen 17 Uhr zurück. Im Winter zu spät, um mit anderen Kindern draußen zu spielen. So kam es, dass bereits nach dem ersten Winter die Trennung fatale Folgen in unseren Kinderköpfen hinterließ. Als meine Mutter im Frühling vorschlug, ich solle doch zum Spielen rausgehen war meine Antwort: „Was soll ich da? Die reden doch nur über die Schule und da gehöre ich nun nicht mehr dazu!“ Von meinen Freunden vermisste mich nach einem halben Jahr keiner mehr. Die Aufteilung der Menschen in Menschen mit und ohne Behinderung war uns vorher fremd gewesen.

Separation lässt Barrieren in allen Köpfen entstehen. Man wird einander fremd. Dauerhafte Separation ist die Reaktion unserer Gesellschaft auf verunsichernde Vielfalt. Inklusion ist dagegen der Mut, einander zu begegnen. Mein Abitur habe ich übrigens nach der 13. Klasse auf dem Dietrich-Bonhoeffer-Gymnasium gemacht. Grundsätzlich denke ich, vernebeln Klassen und Wettkämpfe den Blick für die Einzigartigkeit und Vielfalt der Menschen. Es gibt viele Menschen mit versteckten Benachteiligungen. Das Mädchen, das zuhause nur Türkisch spricht, wird im Fach Deutsch nicht mit dem Germanistik-Professoren-Sohn mithalten können. Muss es aber, weil wir meist blind sind für diese Unterschiedlichkeit. Wo kämen wir hin, wenn jede*r eine Ausnahme bekäme? Wenn wir plötzlich Unterschiedlichkeit als Reichtum und nicht als Problem ansehen würden? Wir könnten womöglich ins Reich Gottes gelangen. Dahin, wo der Mensch wichtiger ist als die Summe seiner Leistungen. Was ist Inklusion? Meine kürzeste Definition: „Inklusion ist die Kunst des Zusammenlebens von sehr verschiedenen Menschen“. Die Kunst des Zusammenlebens, also zusammen etwas machen, Sport treiben, wie auch immer, von sehr unterschiedlichen Menschen. Es wird also zweierlei zusammengedacht: Die Verschiedenartigkeit der Menschen und die Gleichwertigkeit der Menschen. Jede*r ist anders, aber gleich in seinen Rechten und Bedürfnissen.

Fortsetzung
Seite 14

Niemand ist unbehindert

Dass Inklusion gelingt, ist nicht selbstverständlich. Dafür müssen und können wir einiges tun. 2008 trat die Behindertenrechtskonvention (BRK) in Kraft. Für mich ist daran das Wichtigste die Relativierung der Aufteilung von Menschen. Früher gab es Menschen mit und ohne Behinderung. Heute hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass alle Menschen mehr oder weniger begrenzt sind. Zusammenfassend gesagt hat die Behindertenrechtskonvention mindestens zwei Perspektivwechsel vollzogen:

1. Niemand ist nur behindert, niemand ist unbehindert. Niemand lebt ohne Begrenzungen. Einschränkungen zu haben, ist ein völlig normales Phänomen. Auch der aus medizinischer Perspektive behinderte Mensch ist ein begabter Mensch. Inklusion heißt, jede unnötige Einteilung in Behinderte und Nichtbehinderte zu verbannen. Im weiten Sinne geht es bei Inklusion um die Infragestellung von Zuordnungen und Kategorisierungen. Wer permanent Jungs von Mädchen, Schwarze von Weißen, Reiche von Armen, Große von Kleinen, Klugen von Dummen unterscheidet, verfestigt Kategorien, die zuweilen unangemessen und oft genug schädlich sind.

2. Von der Einschränkung des Einzelnen hin zur Aufgabe, die alle angeht. Das bedeutet: Nicht-Teilhabe und Barrieren-überwinden sind nicht mehr Probleme eines Einzelnen. Es ist Aufgabe der gesamten Gesellschaft, Teilhabe zu ermöglichen. In Kurzform: Es heißt nicht mehr „Ich bin behindert“, sondern „Wir ermöglichen Teilhabe“. Wenn ich gefragt werde, was der Unterschied zwischen einem behinderten Menschen und einem nichtbehinderten Menschen ist, sage ich gerne: „Meine Behinderung sieht man. Ihre wird erst offenbar, wenn wir Tischtennis gegeneinander spielen.“ Oder wenn Sie predigen sollen, dann könnten Sie sich auch als begrenzt erweisen. Auf dem Gebiet bin ich wiederum talentiert. Beim Klavierspielen habe ich wieder Nachteile. Ich bin von meinem Wesen her kein Behinderter, sondern nur partiell eingeschränkt. Das gilt allerdings für jeden Menschen.

Probieren, wie Teilhabe gelingt

Wichtig in dem Zusammenhang ist die Frage: Mit welcher Einstellung, inneren Haltung begegnen wir einander? Betrachten wir einen Menschen als behindert oder haben wir Augen für seine Talente? In

welchen Strukturen leben wir? Wie kann man Inklusion fördern? Dazu ein weiteres Beispiel aus meinem Leben: Ich musste in der 12. Klasse im Gymnasium 1000 m im Sportunterricht laufen. Um möglichst schnell zu sein, habe ich, der Beinprothesenträger, jeden zweiten Tag 1000 m trainiert. Übrigens, die Mädchen mussten nur 800 m laufen. Am Prüfungstag habe ich alles gegeben, kam aber als letzter ins Ziel. Noch hinter dem langsamsten Mädchen. Ein peinlicher Moment für mich als 18-Jährigen. Völlig ausgepumpt ging ich zu meinem Lehrer und fragte: „Wie war ich?“ „Ja, schau mal Rainer. 2:55 min ist eine Eins. Guck mal, das hier ist die Zeit für eine Vier. Du kriegst... grübel... eine Neun.“ Ich erwiderte: „Sie wissen schon, dass ich eine Prothese am rechten Bein trage? Apropos, welche Zeit bin ich denn gelaufen?“ Seine Antwort: „07:35 min“. „07:35 min!“ rief ich erfreut: „Persönliche Bestzeit!“ Das ist das Dilemma des Wettkampfsportes. Sollte er mir eine Eins geben? Goldmedaille für Rainer Schmidt, obwohl er als Letzter ins Ziel gekommen ist? Andererseits war ich der einzige mit persönlicher Bestzeit und hätte eigentlich die beste Note bekommen müssen. Kaum hatte ich diesen Gedanken ausgesprochen, meldete sich ein Mädchen: „Ich müsste eigentlich auch in eine andere Startklasse. Sabine ist 20 Kilogramm leichter als ich und 10 cm größer. Ist doch klar, dass die schneller laufen kann.“ Da begriffen wir: Jeder Wettkampf ist immer ein Vergleich zwischen Äpfeln und Birnen. Sport als Wettkampf muss immer bemüht sein, faire Wettkampfklassen zu bilden. Ich war schlicht in der falschen Klasse gestartet. Inklusion heißt nicht, jede und jeder muss immer und überall alles mitmachen dürfen. Ich habe übrigens von dieser Erkenntnis sehr profitiert. Gäbe es keine Startklasse für Herren, Kurzarmlige, hätte ich nie Gold gewonnen. Nur in einem Wettkampf, der unter einigermaßen homogenen Teilnehmern stattfindet, kann ich glänzen. Im Wettkampfsport sind Abgrenzungen also völlig legitim. Doch in einem wettkampfgeprägten Bereich wie dem Sport ist Inklusion möglich. Die Lösung liegt in einer geänderten Aufgabenstellung, zum Beispiel: „Jeder läuft in seinem Tempo. Nach 10 Minuten sollt ihr einen Puls von 150 haben.“ oder es heißt: „Wir trainieren heute Beweglichkeit am Tisch (früher wäre es Beinarbeit gewesen, das aber können einige von uns nicht mitmachen)“. Alle Teilnehmenden sollen Erfolgserlebnisse haben und das Gefühl der Dazugehörigkeit. Menschen sind soziale Wesen.

Ich erinnere noch einmal daran, wie mein Trainer beim ersten Training zu mir sagte: „Ich weiß nicht, wie du mit uns Tischtennis spielen kannst, aber wir werden es gemeinsam herausfinden.“ Inklusion heißt: Gemeinsam ausprobieren, wie mehr Teilhabe gelingen kann. Inklusion ist gut für alle, weil alle herzlich willkommen sind und alle mitmachen sollen.

Fotos: epd Bild (1), C. Pleut (1)

„Kirchen sollen Inklusionsagenten sein“

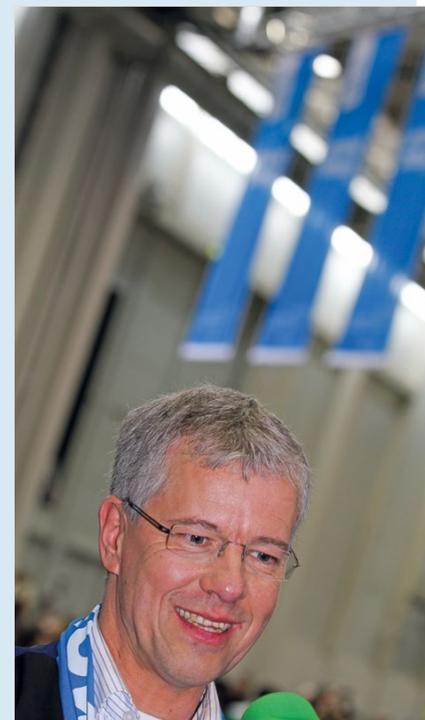
Worin liegen die Herausforderungen in Kirche und Gesellschaft?

Rainer Schmidt: Es ist schlecht zu greifen, was Gesellschaft ausmacht. Ich spreche lieber von konkreten gesellschaftlichen Feldern. Schule ist eines der wichtigsten. Es geht um längeres gemeinsames Lernen. Und es dürfte keine Separation aufgrund von Behinderung und sozialer Herkunft geben. Ein anderes Feld heißt: Die großen Zentraleinrichtungen gegen Hilfen vor Ort einzutauschen. Darüber hinaus: 90 Prozent des Wissens über Behinderung wird durch Medien vermittelt. Leider wird in den Medien viel zu unreflektiert von Menschen mit Behinderungen gesprochen. Medienmacher müssen so über Menschen mit Behinderungen berichten, wie die sich selbst sehen. Zum Beispiel sind Menschen im Rollstuhl nicht an diesen gefesselt. Der Rollstuhl ermöglicht Freiheiten. Niemand ist trotz Behinderung glücklich, sondern wegen eines glücklichen Ereignisses. Die Aktion Mensch, früher Sorgenkind steht beispielhaft für diesen Wandel: Einst gab es Medienkampagnen über arme Behinderte, heute wird die Normalität des Lebens mit Grenzen dargestellt.

Welche Rolle haben die Kirchen beim Thema Inklusion?

Die Kirchen sollten eigentlich Inklusionsagenten sein. Das wäre der Anspruch. Meine Erfahrung ist: viele Menschen kümmern sich in den Kirchen um Teilhabe von Menschen mit Behinderung. Sehr engagierte Menschen. Es ist aber noch immer viel zu oft ein Kümmern um andere, statt mit anderen etwas zusammen zu machen. Im Grunde handelt es sich um eine Vorform des klassischen Diakoniemodells. Den gedanklichen Wechsel hinzubekommen, dass Menschen mit Behinderung vollwertige Mitglieder der Kirche sind, müssen wir noch einüben.

Aber grundsätzlich gilt für mich: Ich bin froh, dass es die Kirche gibt. Sie ist für mich ein Lebensraum, in dem Menschen nicht miteinander verglichen werden (müssen). Wo die Gleichwertigkeit aller Menschen bei gleichzeitig großer Einzigartigkeit wenigstens noch gepredigt wird. Wo Jugendarbeit nicht aus Wettkampfsport besteht. Gut, manchmal entdecke ich auch in den Kirchen Barrieren. Schließlich sind Gemeinden nicht identisch mit dem Reich Gottes: Wenn im Gottesdienst für Kranke und Behinderte gebetet wird, als würden nicht alle hin und wieder krank werden und als wären wir nicht alle arg begrenzt. Gerne zitiere ich die Theologin Dorothee Sölle: „Gott hat keine anderen Hände als unsere.“ Ja, unsere! Also meine nicht, aber die der anderen. Das heißt, es sind unsere Hände. Denn Talente, Begabungen und Charismen haben wir, damit wir sie in den Dienst des Zusammenlebens stellen. Eltern stellen sich in den Dienst der Kinder, wer predigt, macht das für andere. Ebenso sind wir alle Angewiesene. Inklusion ist eigentlich völlig selbstverständlich.



Rainer Schmidt auf dem Podium des Kirchentags 2013 in Hamburg

Rainer Schmidt ist Pastor, Buchautor, Dozent, Kabarettist und Paralympicsieger im Tischtennis. Der mehrfache Weltmeister gehört mit sechs Goldmedaillen zu den erfolgreichsten Teilnehmern bei den Paralympics. Er beendete seine Sportkarriere 2008 in Peking.



Jeder Mensch braucht einen Aaron an der Seite

Behinderung aus theologischer Sicht

Rainer Schmidt

In vielen biblischen Geschichten spielen Menschen mit Behinderungen eine Rolle. Häufig erzählen diese Geschichten Typisches von den Beziehungen der Menschen untereinander und zu Gott. Wer sich mit Kindern diese Geschichten vornimmt, bekommt oft existenzielle Fragen gestellt: Warum hat Gott Menschen mit Behinderungen (Krankheiten) gemacht? Warum werden nicht alle geheilt?

Behinderung und Schöpfungstheologie

„Wer macht taub oder stumm, sehend oder blind? Doch wohl ich, der Herr!“ (Ex 4,11)

Dieser Satz ist Gottes Antwort an Mose. Gott beruft Mose (Ex 3 und 4) und sendet ihn zum Pharao, um Israel aus Ägypten zu befreien. Doch Mose will den Auftrag Gottes nicht ausführen. Fünf Einwände

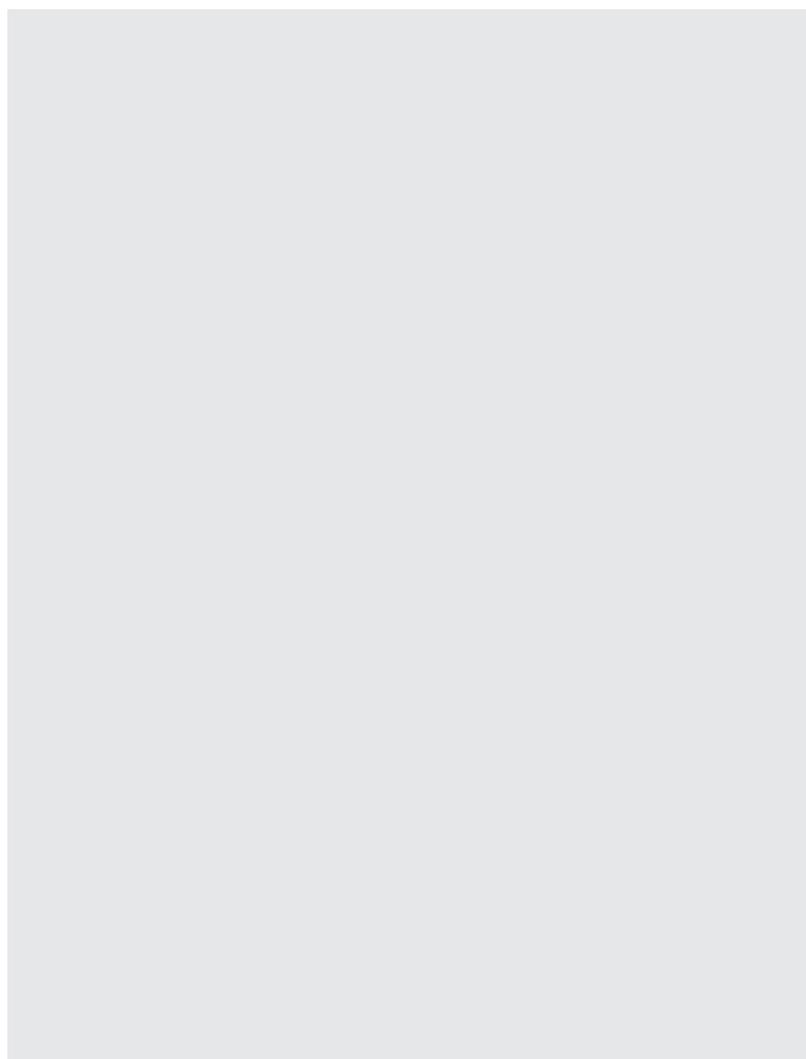
führt er ins Feld. Und erst bei dem vierten Einwand offenbart Mose, warum er sich so sträubt: *„Ach, mein Herr, ich bin von jeher nicht beredt gewesen, auch jetzt nicht, seitdem du mit deinem Knecht redest; denn ich hab eine schwere Sprache und eine schwere Zunge.“*

Mose hat eine schwere Zunge und eine schwere Sprache. Viele Ausleger vermuten, Mose habe gestottert. Der große Mann des Glaubens zugleich ein Mensch mit einer Sprachbehinderung! Und Gott hält ihm entgegen, dass auch Gehörlose und Sprachlose, Menschen mit und ohne Sehfähigkeit seine Geschöpfe sind. Und damit sicher auch die vielen Gelähmten, Amputierten, Allergiker, Neurodermitis-erkrankten und Heuschnupfengeplagten.

Die Schöpfung „war sehr gut“

Menschen mit Behinderungen von Gott gemacht!? Aber Moment, die Schöpfung war doch sehr gut. In Gen 1 wird mehrfach erwähnt, wie zufrieden Gott mit seinem eigenen Werk ist. Nach jedem Schöpfungstag stellt Gott fest, *„dass es gut war“*. Und nach dem sechsten Tag, der Erschaffung des Menschen, heißt es sogar: *„Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut.“* Sind stumme und blinde Menschen Teil der sehr guten Schöpfung? Und wenn ja, was genau bedeutet das „sehr gut“?

Mit Gottes Beurteilung über seine Schöpfung ist zweierlei nicht gesagt. Erstens: Die Geschöpfe sind nicht „gut“ im Sinne von vollkommen. Es werden Tiere geschaffen, die entweder schwimmen, fliegen, gehen oder kriechen können. Kein Tier kann alles und keines kann



nichts. Ein jedes wurde „nach seiner Art“ geschaffen. Und die Menschen werden männlich und weiblich geschaffen, je nach ihrer Art. Niemand ist alles zugleich. Die Geschöpfe sind von Anbeginn an als begrenzte Wesen beschrieben, wobei der Fokus nicht auf diesen Grenzen, sondern ganz und gar auf den Fähigkeiten liegt. Gott schafft keine Tiere, die nicht schwimmen, nicht gehen und nicht kriechen können, sondern Gott macht Tiere, die fliegen können.

Das leitet über zum Zweiten: Mit Gottes Wertung, seine Schöpfung sei (sehr) gut, wird nicht gesagt, wie die Geschöpfe selbst sich bewerten. Dass sich aber die Flugierte beschwerten und Gottes Bewertung widersprechen könnten, weil sie weder schwimmen, gehen, noch kriechen können, erscheint völlig absurd. Denn der erste Schöpfungsbericht beschreibt die Schöpfung bewusst als eine unfassbare und wunderbare Gabe. Wer vom Anfang ausgeht (Himmel und Erde sind wüst, leer und finster), der kann nicht anders, als am siebten Tag dem „sehr gut“ Gottes zuzustimmen.

Gottes Geschöpfe sind begrenzt und sehr gut

Die zweite Schöpfungserzählung (Gen 2,4b–3,24) führt beide Motive weiter. Wieder wird von Gottes wunderbaren Beschenkungen berichtet. Nun aber werden die in Gen 1 unausgesprochenen Begrenzungen ausdrücklich thematisiert. „Von allen Bäumen darfst Du essen, aber von dem Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen sollst du nicht essen.“ Die unglaublich beschenkten Menschen (Leben, Verantwortung, Macht) bekommen eine Grenze gesetzt: ein Baum, der Gut und Böse symbolisiert. „Du darfst nicht davon essen“ meint: Vertraue auf Gottes Bewertungen. Nämlich, die Geschöpfe sind begrenzt und deswegen sehr gut. Gott will dem Menschen ein Bewusstsein für seine Grenzen schenken. Es ist seine Fürsorge, um den Menschen vor sich selbst, vor seinen unermessli-

chen Wünschen zu schützen. Doch genau das erkennen die Frau und der Mann nicht. Sie wollen sein wie Gott (Gen 3,5). Weg mit den Grenzen! Und tatsächlich, sie werden wie Gott (Gen 3,22), fühlen sich aber nackt (werden auf sich selbst zurückgeworfen).

Wunderbar gemacht und gleich wie nichts

Zurück zu Mose, dem Sprachbehinderten. Er ist ein Mensch der besonderen Art wie auch die Menschen und die Tiere je nach ihrer Art sind. Im Vergleich zu Gott sind alle behindert. Der Schöpfer ist Alleskönner, die Geschöpfe können nur Vielköpfer sein. Ex 3 und 4 erzählt von den individuellen Grenzen: taub oder stumm, sehend oder blind, Gott hat jeden gemacht. Gen 1–3 erzählt von dem Perspektivwechsel: Vom Staunen über den Reichtum zum Ärger über die Einschränkung. Ex 3 und 4 erzählt den umgekehrten Perspektivwechsel: Vom Leiden an der Begrenzung zum befreiten Einsatz der Fähigkeiten (Mose geht zum Pharao). Und beide Perspektivwechsel sind (Lern-)Prozesse.

Schöpfungstheologisch eröffnen sich zwei gleichermaßen berechnete wie gegensätzliche Perspektiven: Ich bin ein (sehr) gutes Werk Gottes. Zufrieden mit mir und meinen Talenten, „weil ich wunderbar gemacht bin“ (Ps 139,14). Mit Ps 8,6 singe ich: „Wenig geringer als Gott lässt du die Menschen sein. Mit Würde und Glanz krönst du sie.“ Oder dem widersprechend: „Wer bin ich“ (erster Einwand des Mose) denn schon? Ein elender kleiner Wurm. Unfähig, behindert, arg begrenzt und völlig unbedeutend. Mit Ps 144,4 singe ich: „Der Mensch ist gleich wie nichts.“

Tröstlich und entscheidend wichtig ist bei beiden Schöpfungspsalmen (8 und 144) der Halbsatz, der die Frage „Was ist der Mensch?“ aufnimmt und zwei entgegengesetzte Antworten findet, nämlich: „dass du (= Gott) seiner gedenkst“ (Ps 8,5), bzw. „dass du dich seiner annimmst“ (Ps 144,3). Entscheidend am Menschen ist Gottes Beziehung

zu ihm. Gott nimmt sich des Menschen an, der beides ist: wunderbar gemacht und gleich wie nichts.

Jeder Mensch braucht einen Aaron

Die theologische Frage nach dem Menschen, der immer und sehr verschieden begrenzt ist, ist zugleich eine seelsorgliche Frage: In welchem Licht sehe ich mich? Und was bedeutet Gottes Sicht der Dinge für mich? Kann ich mich trotz mancher Einschränkung auch als gute Schöpfung ansehen?

Was hat dem Mose geholfen? Nicht Heilung, denn er behält seine Behinderung. Auch nicht der Verweis, er sei ein gutes Schöpfungswerk Gottes. Denn nach Gottes Antwort, erfolgt prompt Moses fünfter Einwand: „Sende, wen Du willst.“ (Ex 4,13). Mose kann vielleicht glauben, er sei Gottes gute Schöpfung, aber seine Angst, stotternd vor den Pharao zu treten, ist so nicht zu verändern. Daher Gottes letztes Argument: „Hast du nicht noch einen Bruder, den Leviten Aaron? Ich weiß, er kann reden; außerdem bricht er gerade auf und wird dir begegnen. Wenn er dich sieht, wird er sich von Herzen freuen. Sprich mit ihm, und leg ihm die Worte in den Mund! Ich aber werde mit deinem und seinem Mund sein, ... und er wird für dich zum Volk reden. Er wird für dich der Mund sein, und du wirst für ihn Gott sein.“

Menschen, die an ihren Begrenzungen leiden (und das sind keineswegs alle und ausschließlich Menschen mit Behinderungen) brauchen einen Aaron. Einen Menschen, der sich von Herzen über sie freut und hilft, wo es nötig ist („Er wird Dein Mund sein“). Und sie brauchen Gott, der sowohl mit dem Mund des Stotterers als auch mit dem des Sprachkünstler ist.

Heil und Heilung

„Damit ihr aber wisst, dass der Menschensohn Vollmacht hat, Sünden zu vergeben auf Erden – sprach er zu dem Gelähmten: Ich sage dir, steh auf, nimm dein Bett und geh heim!“ (Mk 2,10f)

Schöpfungstheologisch ist zu sagen: Menschen sind Geschöpfe und als solche prinzipiell und individuell begrenzt. Zugleich sind Menschen Beziehungswesen, angewiesen auf Gott und andere Menschen. Und das ist gut so! Und warum werden dann behinderte Menschen von Jesus geheilt? Widersprechen diese Geschichten nicht der Schöpfungstheologie, indem sie Behinderungen als etwas darstellen, was zu überwinden ist?

Grundsätzlich: In den neutestamentlichen Erzählungen, in denen Heilungen berichtet werden, geht es immer auch und vor allem um Heil. Heilungsgeschichten sind Heilsgeschichten.

Mit dem Begriff Heilung ist Gesundheit und Unversehrtheit gemeint. Ist jemand nicht krank und nicht behindert im medizinischen Sinne, so ist er gesund, lebt quasi „geheilt“. Heil im theologischen Sinn dagegen bezeichnet „das von Gott geschenkte irdische In-Ordnung-Sein-Mit-Gott“ (Bach 1993, S. 390). Da Gottesbeziehung und Menschenbeziehungen untrennbar zusammen gehören (1 Joh 4,20) kann allgemein formuliert werden: Heil ist da, wo Beziehungen in Ordnung sind. Und zwar die Beziehung zu Gott, zum Mitmenschen und zu mir selbst (Mt 22,38–40). Schauen wir uns die Erzählungen genauer an.

Glauben hilft

Die sog. „Therapien sind Heilungswunder, in denen ... die Heilung durch die Übertragung einer wunderhaften Energie vom Wundertäter auf den Kranken bewirkt wird“ (Theißen/Merz 2001, S. 266). Auch in nichtbiblischen antiken Texten kommen sie vor, dort aber ist der Glaube immer erst nachfolgende Reaktion auf die Heilung. In vielen biblischen Therapien dagegen ist der Glaube eine das Wunder voraussetzende Kraft. „*Dein Glaube hat Dir geholfen*“ hören sowohl Bartimäus (Mk 7,31–37) als auch die blutflüssige Frau (Mk 5, 25–34), die beide vorbildlich Glaubende sind. Bartimäus schreit als blinder Mann

gegen eine Menschenmenge an, die ihn zum Schweigen bringen will. Die unreine Frau riskiert die Steinigung, wenn sie andere Menschen mit ihrem Blutfluss ansteckt. Neben die Heilungswunder treten in beiden Texten die Heilswunder der geheilten Beziehungen („*geh hin im Frieden*“ Mk 5,34, „*er folgte ihm nach*“ Mk 10,52).

Heilung nebenbei: Die Streitgespräche Jesu

Von Heilungen wird im Rahmen von Streitgesprächen berichtet, etwa Mk 3,1–6. Es geht hier gar nicht um die Heilung des Mannes mit der verdorrten Hand, sondern darum, dass Jesus am Sabbat heilt und damit der Auslegung des Sabbatgebotes der Schriftgelehrten widerspricht. Diese Erzählung ist der Abschluss eines Erzählkreises von fünf Streitgesprächen (Mk 2,1–3,6) zum Thema: Wer hat Recht, Jesus oder die Gelehrten? Wer legt das Gesetz richtig aus? Kann man der Botschaft Jesu vertrauen? Der behinderte Mann ist (leider) nur Anschauungsobjekt. Schließlich hätte Jesus ihn problemlos, d. h. ohne Streit, einen Tag später heilen können. Und der Mann bittet weder um Heilung, noch bedankt er sich.

Oder Mk 2,1–12, das erste Streitgespräch des Erzählkreises. Im Mittelpunkt ist wieder nicht der Gelähmte und seine Heilung (keine Bitte, kein Dank), sondern

1. der Glaube der Tragenden („*Als Jesus ihren Glauben sah*“),
2. das Heil für den Gelähmten, was sich vor der Heilung ereignet („*Mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben!*“) und
3. die Belehrung der Schriftgelehrten („*Damit ihr aber wisst, dass der Menschensohn Vollmacht hat, Sünden zu vergeben auf Erden – sprach er zu dem Gelähmten: Ich sage dir, steh auf, nimm dein Bett und geh heim!*“).

Die Heilung des Gelähmten geschieht in dieser Geschichte nur aus einem einzigen Grund: Die Men-

schen sollen erkennen, dass Jesus mit Gott versöhnt. Er ist der Heilsbringer Gottes.

Heilung als Mittel zum eigentlichen Zweck

Da sind weiter die Heilungen aufgrund von Exorzismen (Mk 3,22–27; Jesu Macht über die bösen Geister. Mk 5,1–20: Jesus heilt die Besessenen bei Gerasa. Mk 9,14–29: Jesus heilt den blinden, stummen und besessenen Sohn. Mt 9,32–34: Heilung eines stummen Besessenen). Auch in den Exorzismen geht es nicht zuerst um die Heilungen, sondern um gewonnene Machtkämpfe. Ein „*unreiner Geist*“ trennt Menschen von sich selber und der Gemeinschaft ab. Sie werden als stumm, taub, unbändig, verrückt, ausgeliefert, als nicht mehr Herrüber-sich-selbst beschrieben. Jesus befreit die Menschen, was gleichzeitig die Heilung bedeutet und reintegriert sie in die Gemeinschaft.

Weiter wird von Heilungen berichtet, die metaphorisch zu verstehen sind. Eindrücklichstes Beispiel sind Mk 7,31–37 (Heilung eines Taubstummen) und Mk 8,22–26 (Heilung eines Blinden). Beide Erzählungen sind in ihrer Struktur identisch. Genau zwischen den verwandten Texten wird erklärt, dass beide Heilungen metaphorisch zu verstehen sind: „*Versteht ihr noch nicht, und begreift ihr noch nicht? Habt ihr noch ein verhärtetes Herz in euch? Habt Augen und seht nicht, und habt Ohren und hört nicht?*“ (Mk 8,17f) Es geht also um das Erkennen und Verstehen der Jünger (und der Bibellesenden). Jesus „heilt“ die Blindheit von Sehenden und das Unverständnis von Hörenden.

Immer wieder finden sich in den Evangelien Zusammenfassungen des Wirkens Jesu. In diesen wird Jesus als Heiler und Verkündiger beschrieben. Diese Texte sind relativ spät entstanden. Gleichwohl gehen Forscher davon aus, dass Jesus tatsächlich als heilender Wanderprediger umhergezogen ist.

Gleichzeitig gibt es viele Stellen, die die Verkündigung des Heils als

zentrales Anliegen Jesu benennen, etwa Lk 17,11–19: Zehn Aussätzige werden rein. Einer kehrt um und preist Gott mit lauter Stimme. Jesus wundert sich: „Sind nicht zehn rein geworden? Wo sind aber die neun? Hat sich sonst keiner gefunden, der wieder umkehrte, um Gott die Ehre zu geben, als nur dieser Fremde? Und er sprach zu ihm: Steh auf, geh hin; dein Glaube hat dir geholfen.“

Im Klartext: Den anderen wurde nicht wirklich geholfen. Sie sind nur gesund (geheilt) geworden. Umkehren und Gott loben wäre wirklich heilsam gewesen. Schwer zu ertragen ist Mt 18,9: „Und wenn dich dein Auge zum Abfall verführt, rei es aus und wirf's von dir. Es ist besser für dich, dass du einäugig zum Leben eingehst, als dass du zwei Augen hast und wirst in das höllische Feuer geworfen.“ Drastischer kann man es kaum sagen. Es ist besser, einäugig heil zu leben, als mit beiden Augen (gesund) am Heil vorbeizugehen.

Keine Heilung – heile Gottesbeziehung

Zuweilen übersehen werden die Nicht-Heilungen (vgl. auch Mose). Bei dem beschriebenen Exorzismus (1,23–26) und der Heilung der Schwiegermutter des Petrus (1,29–31) geht es um Vollmacht Jesu, die in die Nachfolge ruft. Nach einem Heilungssummarium am Abend (1,33f) kommen die Menschen am Morgen wieder zu Jesus, aber der will „anderswohin gehen, in die benachbarten Dörfer, damit ich auch dort predige; denn dazu bin ich gekommen. Und er kam und predigte in ihren Synagogen in ganz Galiläa und trieb die bösen Geister aus.“ (1,38f). Jesus stellt sein heilendes Handeln ein, weil er wichtigeres zu tun hat: Heil verkündigen, die Beziehungen zu Gott heilen.

Auch Paulus, der große Missionar, als er unter einer Krankheit litt und um Heilung betete, wird auf das Wesentliche verwiesen: „Lass dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig“ (2 Kor 12,9). Keine Heilung, aber Heil.

Ein letzter Gedanke: Die Heilungen Jesu sind exemplarische Zeichenhandlungen zu einer bestimmten Zeit, nicht aber die dauerhafte Überwindung aller Grenzen, allen Leides. Denn auch die Geheilten werden später wieder krank geworden sein, Lazarus ein zweites Mal gestorben sein. Seine zwölf Jünger sendet Jesus in der Mitte der Evangelien noch mit Verkündigungs- und Heilungsauftrag aus (Mk 6,7–13, Mt 10,5–15, Lk 9,1–6). Am Ende der Evangelien aber erhalten alle Nachfolgenden nur noch den Verkündigungsauftrag (Mt 18,20; Lk 24,47–49).

Fazit

Jesus heilte Menschen. Entscheidend wichtig ist, warum er sie heilte. Zum einen aus Mitleid (vgl. Mk 1,41; Mt 14,13: „und es jammerte ihn“). Doch dieses Motiv kommt nur am Rande vor. Heilungen stehen ganz im Dienste der Verkündigung des Reiches Gottes. Sie sind Mittel zum Zweck. Jesus erweist sich als der Messias, der Retter, der

Gottessohn, der Heilsbringer. Er „gewinnt“ Streitgespräche, ist stärker als Dämonen und verkündigt vollmchtig.

Die Heilungsgeschichten sind vor allem Heilgeschichten. Sie erzählen davon, dass Menschen mit Gott, mit sich selbst und mit anderen in einer friedvollen Beziehung leben können. Zum Menschsein gehört Begrenztsein (zeitlich, räumlich und an Talenten). Zum Menschsein gehört Angewiesensein. Wer einen Aaron an seiner Seite hat, von vieren getragen wird und mit Gott in Beziehung steht, der ist heil auch wenn er krank oder behindert ist. ■

Literatur

- Bach, Ulrich: Wie lange wollen wir noch fliehen, Einspruch gegen die unheilvolle These vom „Heilungsauftrag“. In: Diakonie 6/1993, Evangelisches Diakoniewerk
- Bach, Ulrich: Ohne die Schwächsten ist die Kirche nicht ganz. Neukirchener Verlagsgesellschaft, Neukirchen-Vluyn 2006
- Schmidt, Rainer: Lieber Arm ab als arm dran. Grenzen haben – erfüllt leben. Goldmann Verlag, Gütersloh 2010
- Theißen, Gerd/ Merz, Annette: Der historische Jesus. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2001

Religionspädagogische Jahrestagung KTK 2024:

Inklusive Bildung theologisch perspektiviert: Auf dem Weg zu einem inklusiven Menschenbild

Prof. Dr. Sabine Pemsel-Maier, Pädagogische Hochschule Freiburg

Zur Einführung

„Klar, als Theologin *musst* Du ja für Inklusion sein! Das geht wohl gar nicht anders.“ – Das sagte eine Kollegin aus dem Fach Geschichte an meiner Hochschule, als wir vor einiger Zeit über dieses Thema diskutierten. „Muss“ ich, weil Christen „Gutmenschen“ sind? Oder ist Inklusion ein genuin christlicher Wert?

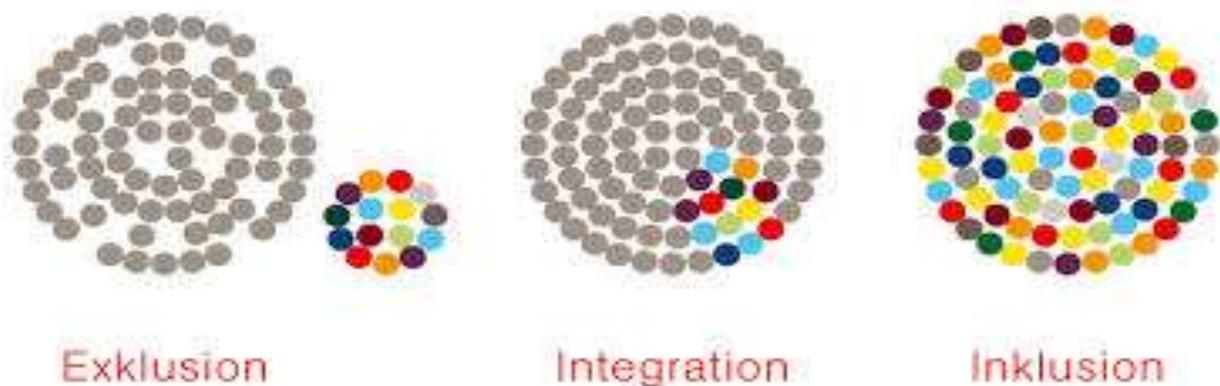
Was mir aufgetragen ist und was ich im Folgenden versuchen werde, das ist eine theologische Grundlegung des Inklusionsgedankens, die ich dann religionspädagogisch ausbuchstabieren werde. Eine solche Grundlegung ist mir deswegen wichtig, weil ich der Überzeugung bin, dass Inklusion eine Grundentscheidung und eine Haltung ist, die im Kopf beginnt – und die hat viel mit dem Christentum zu tun. Das ist meine Hoffnung und mein Ziel mit diesem Vortrag: Haltung auszuprägen oder zu einer veränderten Haltung zu führen. Von Inklusion als Haltung sind dann einzelne konkrete Maßnahmen zu unterscheiden, derer es natürlich bedarf, wenn sich Inklusion nicht nur im Kopf abspielen soll. Denn natürlich soll der Inklusionsgedanke konkret werden in der Praxis von Kitas und soll durch entsprechende Maßnahmen umgesetzt werden, damit er Wirkung zeigt.

Am Anfang steht eine theologische Grundlegung. Ich gehe sie in fünf Schritten an. Ich beginne mit der Frage, ob das Christentum zur Inklusion prädestiniert ist. Danach will ich zeigen, inwiefern es zur Inklusion disponiert ist. Klärungen des Inklusionsbegriffes, der mehr umfasst als die Sorge um Menschen bzw. Kinder mit Behinderung, schließen sich an. Der vierte Teil benennt mögliche religionspädagogische Anschlussstellen. Im letzten, besonders ausführlichen Teil zeige ich mögliche Schritte auf dem Weg zu einer inklusiven Anthropologie auf.

1. Das Christentum zur Inklusion prädestiniert?

Ist das Christentum zur Inklusion prädestiniert? Die Forderung nach Inklusion, wie sie gegenwärtig erhoben wird, ist nichts spezifisch Christliches, sondern ein Menschenrecht. Der für Deutschland rechtlich relevante Bezugspunkt ist die UN-Behindertenrechtskonvention

aus dem Jahr 2006, die die Bundesrepublik Deutschland im Jahr 2009 ratifizierte und verbindlich in Kraft setzte. Damit einher geht die Verpflichtung, gegen bestehende Exklusionen von Menschen mit Behinderung – Erwachsenen, Kindern, Jugendlichen – Inklusion in alle Bereiche gesellschaftlichen Lebens hinein zu implementieren und so Teilhabe zu ermöglichen. Der Inklusionsgedanke wurde hier ausschließlich auf Menschen mit Behinderung bezogen. Wir werden sehen, dass das nur ein Aspekt von Inklusion ist und Inklusion viel mehr umfasst – ich komme später noch darauf zurück. Schauen wir zunächst, was das Ziel der Behindertenrechtskonvention war: Elemente von Inklusion sollten nicht einfach in die bestehenden Systeme integriert bzw. an diese angepasst werden, sondern der ureigene und ursprüngliche Gedanke von Inklusion ist der, dass Institutionen und Systeme, also auch Kitas, für die *Bedürfnisse aller* konzipiert und gestaltet werden. Die folgenden Skizzen, die Sie möglicherweise bereits kennen, machen genau dieses Konzept anschaulich:



Inklusion ist das Gegenteil von Exklusion – das ist klar. Inklusion ist aber auch nicht identisch mit Integration. Im Gegensatz zu Integration hat Inklusion nicht das Ziel, Individuen an bestehende gesellschaftliche oder kulturelle Systeme oder eben an Bildungssysteme anzupassen, damit sie sich integrieren können, sondern die Systeme und Lebensbereiche so zu verändern, dass alle Menschen von vornherein einbezogen sind. Im ersten Fall ist primär das betreffende Individuum, im zweiten Fall primär seine Umgebung gefordert. Machen Sie sich bitte klar, welche radikale Veränderung damit verbunden ist – und wie weit wir oft noch von Inklusion entfernt sind und allenfalls Integration versuchen zu realisieren, und das ist oft schwer genug.

Der Begriff „Inklusion“ findet sich in der Bibel nicht. Schon gar nicht lassen sich aus einzelnen Texten der Evangelien direkte Folgerungen für die Gestaltung von Institutionen und Bildungssystemen ableiten. In der Theologiegeschichte ist der Begriff dann mit einer ganz anderen Bedeutung belegt als wie wir sie heute kennen: Als „Inklusen“ wurden jene

Frauen und Männer bezeichnet, die sich in totaler Weltabgewandtheit in einer Zelle oder Klausur zu Askese und Gebet einschließen ließen. Wenn sich Christen und Christinnen von Anfang an der Hilfsbedürftigen und Ausgegrenzten annahmten, sich um Witwen und Waisen, um Kranke und Arme kümmerten, dann geschah dies aus Barmherzigkeit und Nächstenliebe, aber nicht, weil es ihnen um die gleichberechtigte Teilhabe aller an der Gesellschaft ging. Das mindert in keiner Weise die Verdienste der christlichen Kirchen im Bereich der Diakonie, aber es wird deutlich, dass hier ganz andere Motivationen eine Rolle spielten als das, was wir heute unter Inklusion verstehen.

Nicht verschweigen lässt sich auch, dass die Kirchen in der Vergangenheit in ihrer eigenen Praxis in vielfacher Weise gegen das Prinzip der Inklusion und das Recht auf Teilhabe verstoßen haben. Das ist nicht erstaunlich, denn auch die Kirchen waren in ihrem Umgang mit Behinderung abhängig von den Überzeugungen der jeweiligen Epoche und vom gesellschaftlichen Mainstream. So ist die Kirchengeschichte durchaus geprägt von der Diskriminierung einzelner Personen und Gruppierungen. Kirchliche Anstalten und Heime praktizierten Segregation; Kinder mit schwereren Behinderungen wurden einfach weggesperrt. Problematische Deutungen von Behinderung als eine von Gott auferlegte Strafe oder Prüfung konnten sich auch im christlichen Kontext lange halten. So gibt es im Umgang mit Behinderung auch eine kirchliche Schuldgeschichte.

Auf der anderen Seite ist Christentum für das Anliegen der Inklusion in mehrfacher und herausragender Weise disponiert – und insofern in der Tat auch prädestiniert. Denn die biblische Überlieferung bietet für die Konzeption und Durchsetzung von Inklusion wegweisende theologische Impulse. Und diese werden durch eine unzulängliche Praxis nicht obsolet, sondern vielmehr als kritischer Maßstab in Kraft gesetzt.

2. Das Christentum zur Inklusion disponiert! Theologische Grundlagen

Der christliche Glaube hält alle Voraussetzungen für Inklusion bereit und ist insofern dafür *disponiert*. Denn Inklusion korrespondiert und korreliert mit der christlichen Botschaft von der bedingungslosen Liebe Gottes, die alle Menschen einschließt. Ich will nachfolgend die verschiedenen theologischen Dimensionen benennen und kurz entfalten.

Inklusion lässt sich *schöpfungstheologisch* begründen, weil sie den Menschen – jeden Menschen! – mit allen seinen Fähigkeiten, aber auch mit allen seinen Begrenzungen und Behinderungen nicht als Zufallsprodukt oder gar „Unfall“, sondern als von Gott gewolltes Geschöpf versteht.

Inklusion lässt sich vom christlichen Menschenbild her *anthropologisch* begründen, weil der Glaube in jedem Menschen Gottes Ebenbild erkennt (Gen 1,26f), ohne diese Ebenbildlichkeit graduell zu unterscheiden oder abzustufen. Aufgrund der mit der Gottesebenbildlichkeit verbundenen unbedingten Werthaftigkeit spricht sie ihm unbedingte Würde zu.

Inklusion lässt sich von Jesus Christus her *christologisch* begründen. Zwar war das Anliegen Jesu nicht Inklusion, sondern die Verkündigung und der Anbruch der Gottesherrschaft. Aber eben diese Botschaft vom Reich Gottes war in höchstem Maße inklusiv, denn die Gottesherrschaft schließt niemanden aus und spricht besonders jene an, die sich aus unterschiedlichen Gründen als Ausgegrenzte erfahren: Arme, die am Rand der damaligen Gesellschaft standen, öffentlich bekannte Sünderinnen und Sünder – exemplarisch dafür stehen die Zöllner und die Prostituierten –, und eben Kranke und Menschen mit Behinderung. Insofern hat die Botschaft Jesu sehr wohl etwas mit Inklusion zu tun.

Inklusion lässt sich daher auch *soteriologisch*, von der Heilsverheißung her begründen, weil Jesus Christus allen, die sich auf ihn einlassen, Heil und Erlösung zuspricht und weil dieses Heil nicht einfach eine jenseitige oder nur unsichtbare Wirklichkeit ist, sondern in dieser Welt anfanghaft erfahrbar werden will.

Inklusion lässt sich *ekklesiologisch*, also kirchlich begründen, weil der christliche Glaube über das Individuum hinaus auf eine Gemeinschaft hinzielt, die „neue“ Familie der Kinder Gottes, in der, wie das paulinische Bild vom Leib Christi mit seinen vielen unterschiedlichen Gliedern signalisiert, alle gebraucht werden und auf keines verzichtet werden kann (1 Kor 12,20-26; 18,12-27). Diese inkludierende Wirkung des christlichen Glaubens fand in der Geschichte des Christentums ihren Ausdruck darin, dass Menschen kultureller und sozialer Herkunft, Juden und Griechen, nach damaligem Verständnis Heiden, zu einer neuen Gemeinschaft, nämlich der Kirche, zusammengeführt wurden.

Zur christlichen Konturierung des Inklusionsgedankens gehört schließlich ein wesentliches Merkmal, das leicht in Vergessenheit gerät: das, was die Theologie den *eschatologischen Vorbehalt* nennt. Damit ist gemeint, dass die Vollendung allein von Gott her erwartet werden kann und darf. Menschen können das Heil nicht „machen“, nicht den Himmel auf Erden schaffen. Das gilt auch in Bezug auf Inklusion. Vollendete Inklusion ist daher eine eschatologische Größe. Wir müssen damit rechnen: Auch mit größter Anstrengung und bestem Bemühen ist eine absolut inklusive Gesellschaft oder Kita nicht zu realisieren. Inklusion kann vielmehr als Ziel unter den Bedingungen dieser Welt immer nur fragmentarisch und annähernd erreicht werden. Ihre volle Verwirklichung ist eine eschatologische Größe, die erst dann, wenn Gott „alles in allem“ (1 Kor 15,28) sein wird, erreicht wird – ebenso wie die volle Verwirklichung von sozialer Gerechtigkeit oder die umfassende Realisierung von Geschlechtergerechtigkeit. Dieses Wissen – oder besser: dieser Glaube – ist kein Argument, um nicht alles Menschenmögliche zu tun, damit Inklusion an den verschiedenen Orten dieser Welt Wirklichkeit wird. Sondern dieses Wissen bzw. dieser Glaube bewahrt Christ/-innen vor möglicher Selbstüberforderung und Selbstüberschätzung, vor Illusionen und falschen Erwartungen.

3. Inklusion – mehr als die Sorge um Menschen bzw. Kinder mit Behinderung

Wird Inklusion theologisch durchbuchstabiert, geht es in der Konsequenz um mehr als um das Zusammenleben von Menschen bzw. Kindern mit und ohne Behinderung. Es geht um etwas viel Grundsätzlicheres, nämlich um die Frage, welche Idee eine Gesellschaft vom guten Zusammenleben hat und wie sie diese in der Folge dann begründet und umsetzt. Es geht um den Umgang mit Unterschiedlichkeit überhaupt, um die Würdigung und Wertschätzung von Unterschiedlichkeit, um das Eintreten für Gleichwertigkeit, Chancengleichheit, (Bildungs-)Gerechtigkeit, Autonomie und Partizipation, um Widerstand gegen Benachteiligung, Diskriminierung, Fremdbestimmung und Bevormundung. Aus diesem Grund unterscheiden Pädagogik und Religionspädagogik einen engen Inklusionsbegriff, dem es um die Inklusion von Menschen mit Behinderung geht, von einem weiten Inklusionsbegriff, der den Aspekt der Diversität ins Zentrum stellt. Inklusion im weiten Sinne hat zu tun mit der Bildungsteilhabe von Kindern mit Migrationshintergrund oder einer anderen Hautfarbe oder einer anderen Religion, oder mit der Förderung von Kindern, die in prekären wirtschaftlichen Verhältnissen leben. Ein solcher weiter Inklusionsbegriff ist wichtig, weil er vor der Verengung auf Menschen bzw. Kinder mit Behinderung schützt und verhindert, dass Einrichtungen, in denen es solche Kinder nicht gibt, sich womöglich einreden, Inklusion sei für sie kein Thema. Ein solcher weiter Inklusionsbegriff hat aber auch seine problematische Seite, wenn er verabsolutiert wird, weil dann am Ende *alles* Inklusion ist: die Ko-edukation von Jungen und Mädchen genauso wie der Versuch, schwerstbehinderten Kindern gerecht zu werden. Darum plädiere ich sehr dafür, beides im Blick zu behalten, den weiten und den engen Inklusionsbegriff.

4. Religionspädagogische Anschlussstellen

Inklusion ist nicht nur theologisch begründbar. Sie ist auch anschlussfähig an die religionspädagogische Theoriebildung.

An erster Stelle ist die *Subjektorientierung* der Religionspädagogik zu nennen. Keine andere Wissensdomäne hat einen vergleichbaren Perspektivenwechsel mit einer „Wende zum Kind“ hin vollzogen. Wenn religiöses Lernen und Erfahren dezidiert von den Kindern her konzipiert werden, dann sind deren besondere Fähigkeiten ebenso wie deren Begrenzungen und Bedürftigkeiten notwendigerweise inklusiv mit im Spiel.

Eigens erläutert werden muss das religionspädagogische *Verständnis von Begabung*, das in diesem Zusammenhang eine Rolle spielt. Die Richtung gibt die Charisma-Theologie des Apostels Paulus vor. Unter Charismen versteht er von Gott verliehene Gnadengaben, die ihr Ziel erfüllen, wenn sie zum Wohl aller eingesetzt werden (1 Kor 12,4-11). In diesem Sinne empfängt jeder Mensch und jedes Kind als von Gott geliebtes, angesprochenes und in

Verantwortung gerufenes Geschöpf seine Fähigkeiten und Potentiale von Gott. Begabungen sind also kein Besitz von nur einigen wenigen, sondern jede/-r, mit und ohne Behinderung, ist begabt. Ebenso ist Begabungsförderung kein Privileg für einige wenige „besonders Begabte“, sondern eine grundlegende Aufgabe jeder pädagogischen Einrichtung, die eine wertschätzende und achtsame Grundhaltung anstrebt. Wegen der Einmaligkeit der jeweiligen Person sind Begabungen nicht miteinander vergleichbar. Die paulinische Hervorhebung der Gleichwertigkeit der Begabungen lässt eine Klassifizierung nach den Kriterien von „wichtiger – unwichtiger“, „relevant – irrelevant“ oder „höher – niedriger“ unzulässig erscheinen und verbietet jegliche Hierarchisierung. Die Förderung von Jugendlichen eines Hochbegabten-Internates ist darum nicht von qualitativ höherem Wert als die wenig öffentlichkeitswirksame Förderung der künstlerischen Begabung eines mehrfachbehinderten Kindes in einer Kita. In dieser Überzeugung steckt Sprengkraft, nicht zuletzt, wenn es um Fragen der Finanzierung geht. Im gegenwärtigen Inklusionsdiskurs ist daher nicht mehr von „begabten oder unbegabten Kindern“ die Rede, sondern von „geförderten oder ungeförderten Kindern“. Das ist nicht einfach nur eine andere Formulierung, sondern damit verbindet sich eine völlig andere Sichtweise, die in deutlichem Widerspruch steht zum gegenwärtigen Effizienz- und Elitedenken.

Im Sinne eines christlich-religionspädagogischen Begabungsverständnisses werden *alle* gebraucht und tragen etwas Wesentliches für die Gemeinschaft bei, auch wenn dieser Beitrag gering oder banal erscheint. Paulus führt unter den besonderen Charismen das Trösten an – bezogen auf die Kinder in einer Kita ein Beispiel, das zu denken gibt. Nicht der Bereich oder das Ausmaß der Begabung entscheidet darüber, ob sie wertvoll ist, sondern ob sie verantwortungsbewusst wahrgenommen und in eine Gemeinschaft eingebracht wird, „damit sie anderen nützt“ (1 Kor 12,7).

Weiter ist als religionspädagogische Anschlussstelle Annedore Prengels „Pädagogik der Vielfalt“ zu nennen, die in der Religionspädagogik intensiv rezipiert wurde. Die Pädagogik der Vielfalt stellt den Mehrwert von Vielfalt, von Diversität und Heterogenität heraus. Sie nimmt ernst, dass alle Menschen verschieden sind, dass sie in je ihrer Verschieden- und Besonderheit gewürdigt werden müssen und die ihnen angemessenen Möglichkeiten erhalten, sich zu bilden, um auf je ihre Weise als freie Menschen eine freie Gesellschaft zu gestalten. Dies entspricht dem christlichen Bildungsbegriff, der individuell und gemeinschaftsbezogen zugleich ist.

Mit der Pädagogik der Vielfalt verbindet sich die *Kultur der Anerkennung* – eine weitere Anschlussstelle, die auf Heterogenität und Diversität abzielt. Zentrale Gedanken dazu stammen vom Frankfurter Sozialphilosophen Axel Honneth; verschiedene Religionspädagogen haben sie aufgegriffen und fruchtbar gemacht. Honneth unterscheidet drei verschiedene Formen von Anerkennung, die miteinander verbunden sind: die spontane,

emotionale Zuwendung von Menschen zueinander, die juristische Regelung der Anerkennung von Gruppen in der Gesellschaft; schließlich Solidarität als bewusste Haltung, um wertschätzend mit anderen umzugehen und gemeinschaftliche Ziele zu verfolgen. Die verschiedenen Bereiche unserer Gesellschaft müssen ihren Beitrag leisten, damit Anerkennung gelingt, die Familien ebenso wie die Politik und Bildungseinrichtungen mit institutionellen Maßnahmen. Bereits in der Kita können und müssen Kinder lernen, dass andere Menschen anders sind als sie selbst, dass Menschen sich verändern und dass jeder und jede selbst sich verändern kann. Solidarität wird erlernt, indem Kinder verschiedene Herkünfte und verschiedene Lebenswege von anderen wahrnehmen, aushalten und kultivieren lernen. Ein wichtiges Element in diesem Zusammenhang ist die gemeinsame Feier der Unterschiede: bei Festen, gemeinsamem Kochen und Essen, beim Musizieren und Musik hören, bei Sozialprojekten und gemeinsamen Aktionen.

5. Auf dem Weg zu einer inklusiven Anthropologie

Der Inklusionsdiskurs wirkt zurück auf das Menschenbild – und verändert Wahrnehmungen von Menschsein.

Deutungen von Behinderung

Dies betrifft wesentlich die Deutung von Behinderung, die in der Bibel alles andere als einheitlich ist. In manchen biblischen Texten werden Krankheit und Behinderung als Gottes Wirken gedeutet. So legt der Verfasser von Ex 4,11 Gott Jahwe die Worte in den Mund: „Wer macht taub oder stumm, sehend oder blind? Doch wohl ich, der Herr!“ Zugleich schärft ein anderer Text ein: „Du sollst dem Tauben nicht fluchen und dem Blinden keinen Anstoß in den Weg legen, sondern du sollst dich fürchten vor deinem Gott“ (Lev 19,14). Im Buch Hiob bieten Hiobs Freunde unterschiedliche pädagogisierende Deutungen von Behinderung, die auch die christliche Tradition noch lange prägten: Behinderung als Strafe für Glaubensprobe, als eine von Gott auferlegte Prüfung, als Weg zu größerer Reife, als Chance für Nichtbehinderte, Gutes zu tun. Zugleich aber erfährt Hiob am Ende, dass Gott viel größer ist und alle diese Deutungen keine Relevanz haben. Im Johannesevangelium weist Jesus eine Verbindung von Behinderung und Strafe dezidiert zurück: „Unterwegs sah Jesus einen Mann, der seit seiner Geburt blind war. Da fragten ihn seine Jünger: Rabbi, wer hat gesündigt? Er selbst? Oder haben seine Eltern gesündigt, sodass er blind geboren wurde? Jesus antwortete: Weder er noch seine Eltern haben gesündigt, sondern das Wirken Gottes soll an ihm offenbar werden.“ (Joh 9,1-3)

In der gegenwärtigen Theologie oszillieren Deutungsmodelle zwischen zwei Polen: Den einen gilt Behinderung als Ausdruck der beschädigten und defizitären Schöpfung – anderen

als selbstverständlicher Teil der guten Schöpfung; den einen als Folge des Wirkens dämonischer Mächte, besonders im Anschluss an die neutestamentlichen Heilungserzählungen, die Krankheit und Besessenheit in dieser Weise deuten – anderen als Gottes besondere Gabe; den einen als keinesfalls gottgewollt und darum zu bekämpfen – anderen als eine von Gott gewollte Ausprägung von Menschsein; den einen als von Gott auferlegte Last – anderen als Charisma und Chance. Herausgearbeitet ist dieses weite Spektrum von Ulf Liedke in seinem Buch „Beziehungsreiches Leben“. Er bietet hier einen umfassenden Überblick über die Deutung von Behinderung in Entwürfen der evangelischen und auch katholischen Anthropologie, Diakonie, Medizinethik und Religionspädagogik.

Behinderung als Ausdruck der Kontingenz

Angesichts dieses disparaten Spektrums schlage ich – und nicht nur ich, sondern mit mir eine breite Strömung innerhalb der Religionspädagogik – eine Deutung von Behinderung als Ausdruck der Kontingenz vor. Kontingenz, von lateinisch *contingere* = sich ereignen, bezeichnet in Soziologie, Philosophie und Theologie die prinzipielle Offenheit, Ungewissheit und Unplanbarkeit des menschlichen Lebens, die als grundlegendes Merkmal nicht per se negativ zu bewerten ist. Das Kontingente ist das Nicht-Notwendige, das ist, wie es ist, das grundsätzlich aber auch anders sein könnte, das Unvorhergesehene, Unerwartete, auch Ungewollte, was alltagssprachlich oft mit „Fügung“ oder „Schicksal“ umschrieben wird. Im Unterschied zu den Phänomenen, die von Menschen verändert und gestaltet werden können, werden solche als „Schicksalskontingenz“ deklariert, die nicht zu verändern oder zu beheben sind. Tod und Sterben fallen unter diese Kategorie, unheilbare Krankheiten und eben auch Behinderungen. Alle Menschen stehen vor der Aufgabe der Kontingenzbewältigung: Religion ist ein möglicher Modus der Bewältigung, wenngleich nicht der einzige. Behinderung erscheint unter dieser Perspektive weder als Schöpfungspanne noch als von Gott gewollt oder verhängt, sondern als Bestandteil der Schöpfung in ihrer Vorläufigkeit, die „seufzt und in Geburtswehen liegt“ (Röm 8,22), bis Gott sie vollenden wird. Mit anderen Worten: Begrenzung und Beeinträchtigung, Krankheit und Behinderung sind die Signatur der entfremdeten und auf Vollendung harrenden Welt. Die christliche Tradition hat diesen Zustand mit der Rede von der „gefallenen“ Schöpfung umschrieben und auf den Sündenfall und die gefallene Natur des Menschen zurückgeführt. Was die Ätiologie in Gen 3, von der Textgattung her vielfach missverstanden und in der Rezeptionsgeschichte missbraucht, für die Frau am Schmerz der Geburt und für den Mann an der Mühsal körperlicher Arbeit festmacht, ohne beides als gottgewollt oder unaufhebbar zu deklarieren, wurde analog auf andere Begrenzungs- und Leidenssituationen übertragen, die mit der menschlichen Existenz gegeben sind – Behinderung ebenso wie Krankheit oder die Todesverfallenheit des Menschen. Eine solche sündentheologische Argumentation hat heute

an Plausibilität eingebüßt. Mehr zu überzeugen vermag eine schöpfungstheologische Begründung, die Behinderung und andere leidvolle Phänomene als Ausdruck der allgemeinen Kontingenz der Welt versteht und darauf aufmerksam macht, dass nicht nur zum Menschsein, sondern zur gesamten Schöpfung das Unvollkommene, Imperfekte, Defizitäre und Fragmentarische gehört.

Anfragen an die herkömmliche theologische Anthropologie

Von diesen Überlegungen her ergeben sich Anfragen an die herkömmliche theologische Anthropologie. Sie hatte zumindest in der Vergangenheit vor allem gesunde und nichtbehinderte Menschen im Blick. Behinderung wurde ebenso wie Alter oder andere Beeinträchtigungen kaum eigens reflektiert. Menschliche Begrenztheit wurde moralisch unter dem Aspekt der Sündhaftigkeit thematisiert, jedoch nur unzureichend ontologisch als die mit dem Menschsein gegebene Fragmentarität. Die katholische Lehre vom Menschen muss sich selbstkritisch fragen, wen sie bei ihren Aussagen über „den Menschen“ im Blick hat: den Menschen in seiner nicht nur moralischen Brüchigkeit oder nur den gesunden und in jeglicher Hinsicht „ganzen“ Menschen – was auf Menschen mit Behinderung diskriminierend wirken muss. Theologische Anthropologie erfüllt ihre Aufgabe nur dann, wenn sie kein Idealbild konstruiert, das der Realität nur unzureichend entspricht.

In diesem Zusammenhang ist es wichtig, sich bewusst zu machen, dass menschliches Leben immer fragmentarisch ist, nur bruchstückhaft gelingt, mal mehr, mal weniger. Eben deswegen brauchen Menschen Fragmentaritätskompetenz: „Religionspädagogisch kann mit dem Begriff der Fragmentaritätskompetenz die Fähigkeit bezeichnet werden, sich der Gebrochenheit der menschlichen Existenz stellen zu können und nicht länger daran zu verzweifeln. Fragmentaritätskompetenz befreit zur vollen Annahme der eigenen Durchschnittlichkeit, befreit von der Angst, nicht genügen, von der Hybris, perfekt sein zu müssen, und von dem Wahn, dem Sterben entrinnen zu müssen. Wer fragmentaritätskompetent ist, ist versöhnt mit den Grundbedingungen seines Daseins – dem Mangel der Schöpfung und dem normalen Unglücklichsein.“ (Silvia Habringer-Hagleitner, „Lieben, was ist“, 74)

Auf der Suche nach einem inklusiven Verständnis vom Menschen

Inklusive Anthropologie ist keine Sonder- oder Spezialanthropologie für Menschen mit Behinderung oder anderweitigem Förderbedarf, sondern eine Anthropologie, die gleiche Aussagen über Menschen bzw. Kinder mit und ohne Behinderung trifft. Eine solche Anthropologie sieht in der Begrenztheit eine grundlegende Bestimmung des Menschen vor Gott. Behinderung erscheint damit nicht als einzige, sondern als *eine* mögliche und wesentliche Begrenzung, die wahr- und ernstgenommen werden muss. Im Kontext vielfacher

menschlicher Begrenztheit bleibt sie nicht isoliert, weil alle Menschen in irgendeiner Weise von Begrenzungen betroffen sind, wenngleich in unterschiedlicher Weise und in unterschiedlichem Schweregrad – durch Krankheit, durch die Grenzen der jeweiligen Lebensverhältnisse, der eigenen Begabungen, der verschiedenen Lebensalter, des Geschlechts. Eine solche Anthropologie bietet Raum für unterschiedliche Selbstdeutungen, denn sie gibt nicht vor, ob Behinderung und Begrenztheit subjektiv als leidvolle Einschränkung oder als zur Verfügung stehender Spielraum empfunden wird, der ausgeschöpft werden kann und darf.

Die besondere Stärke dieser Anthropologie ist ihr Realismus, der an die Stelle möglicher Idealisierung tritt. Sie stellt heraus, dass menschliches Leben von sich her verletzlich, hilfsbedürftig und damit auf andere angewiesen ist. Sie nimmt Menschen nicht nur, aber auch und gerade in ihrer Defizienz und Fragmentarität, in ihrem Scheitern und Misslingen, in ihrer Kleinheit und Gebrochenheit wahr. Damit trägt sie den Spannungen Rechnung, die Menschsein ausmacht. Eben diese Spannungen kennzeichnen das biblische Verständnis des Menschen, das ihn nie eindimensional, sondern immer in der Dialektik von Größe und Niedrigkeit, Vitalität und Todesverfallenheit in den Blick nimmt. Diese Spannungen stehen nicht im Widerspruch zur Gottesebenbildlichkeit, weil diese nicht in einer besonderen Fähigkeit des Menschen gründet, sondern darin, dass Gott sich ihm liebend zuwendet und eine Beziehung zu ihm eingeht. Die Gottesebenbildlichkeit ist darum nicht ontologisch, sondern relational begründet. Eben deswegen kennt sie auch keine graduelle Abstufung. Weil Menschen in ihrer Verschiedenheit nicht mehr oder weniger Gottes Ebenbild sind, haben alle die gleiche Würde.

Da eine wesentliche Herausforderung für das inklusive Bildungssystem die Veränderung des eigenen Selbstverständnisses und des Menschenbildes ist, hat die theologische Anthropologie eine zentrale Aufgabe zu erfüllen. Ein inklusives Menschenbild entfaltet ein zutiefst gesellschaftskritisches Potential, weil es die Gesundheits-, Leistungs- und Schönheitsideologien dieser Gesellschaft – „Hauptsache gesund“, „Leistung zählt“, „Schönheit siegt“ – aufdeckt und das dort proklamierte Leitbild vom gesunden, leistungsfähigen und attraktiven Menschen als Illusion entlarvt, die reales Menschsein mit seiner Vielfalt von Lebenssituationen ausblendet. Ein solches Menschenbild steht dem Bedürfnis von Kindern, „cool“ zu sein, möglichst eigenständig zu sein und ein hohes Maß an Autonomie zu besitzen auf den ersten Blick diametral entgegen. Andererseits ist ein solches Verständnis vom Menschen anschlussfähig an die Erfahrungen von Kindern, wenn sie de facto an Begrenzungen leiden: neben Behinderung an den Begrenzungen durch die prekären Verhältnisse, in denen sie leben, durch ihre kulturelle Herkunft, durch ihren Migrationshintergrund, durch ihre unzureichend erscheinenden intellektuellen Fähigkeiten,

durch psychische Beeinträchtigungen, durch Mobbing oder durch die hohen Erwartungen, die Eltern an sie richten.

Summa Summarum: Eine inklusive Anthropologie macht sich zur Anwältin des Kindes in seiner Einmaligkeit und hält als Anwältin des Subjekts den Einzelfall hoch. Sie votiert für die bestmögliche Förderung des Individuums und sieht sich immer dann zur Kritik verpflichtet, wenn das einzelne Kind mit seinen individuellen Bedürfnissen aus dem Blick gerät. Diesem Blick auf das Subjekt ist ein zutiefst ideologiekritisches Moment zu Eigen. Nach Annedore Prengel enthält eine philosophische, theologische, pädagogische oder soziale Ideologie zwar akzeptable Elemente, doch zugleich werden andere isoliert, als Teilaspekt totalisiert oder in ihrer Geltung verabsolutiert. Entsprechend sind Vertreter/-innen einer Ideologie subjektiv von der Richtigkeit ihrer Vorstellungen und Einstellungen hundertprozentig überzeugt. Sie übersehen dabei allerdings, dass sie die Vielfalt des Lebens dabei verkürzen und Forderungen aufstellen, die ohne Rücksicht auf Praktikabilität durchzusetzen sind. Damit Inklusion nicht zu einer „Sehnsüchte erfüllenden, schönfärbenden Ideologie“ wird, fordert Annedore Prengel eine permanente Reflexion auf die Realität mit ihren unvermeidlichen Widersprüchen und auf die Interessen der Subjekte – in Ihrem Fall auf die Interessen der anvertrauten Kinder.

Literatur:

Pemsel-Maier, Sabine: Zur Inklusion prädestiniert - zu kritischer Differenzierung verpflichtet, in: Pemsel-Maier, Sabine/ Schambeck, Mirjam: Inklusion!? Religionspädagogische Einwürfe, Freiburg 2014, 53-72.

Pithan, Annabelle: Inklusion, in: Wissenschaftliches Lexikon der Religionspädagogik im Internet (WiReLex) 2015: <https://www.die-bibel.de/ressourcen/wirelex/2-fachdidaktische-konzepte/inklusion>.

Schweiker, Wolfhard: Inklusive Lehr- und Lernprozesse, religionspädagogisch, in: WiRelex 2019, <https://www.die-bibel.de/ressourcen/wirelex/8-lernende-lehrende/inklusive-lehr-und-lernprozesse-religionspaedagogisch>

Pithan, Annabelle: Inklusion, in: Wissenschaftliches Lexikon der Religionspädagogik im Internet (WiReLex) 2015: <https://www.die-bibel.de/ressourcen/wirelex/2-fachdidaktische-konzepte/inklusion>.

 **Pädagogische Hochschule Freiburg**
Université des Sciences de l'Éducation · University of Education

**Religionspädagogische Jahrestagung
KTK:
Inklusive Bildung theologisch
perspektiviert**

**Prof. Dr. Sabine Pemsel-Maier,
Pädagogische Hochschule Freiburg**

?

1

 **Pädagogische Hochschule Freiburg**
Université des Sciences de l'Éducation · University of Education

**Notwendigkeit einer theologischen
Grundlegung –**

Gliederung:

**Christentum - zur Inklusion prädestiniert?
Inklusion - mehr als die Sorge um Menschen bzw.
Kinder mit Behinderung
Auf dem Weg zu einem inklusiven Menschenbild**

Prof. Dr. Sabine Pemsel-Maier: Zur Inklusion
prädestiniert?

2

 Pädagogische Hochschule Freiburg
Université des Sciences de l'Éducation · University of Education

Christentum - zur Inklusion prädestiniert?

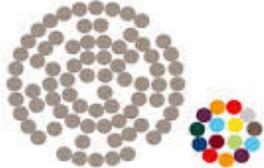


Convention on the
Rights of
Persons with
Disabilities

Prof. Dr. Sabine Pemsel-Maier: Zur Inklusion
prädestiniert?

3

 Pädagogische Hochschule Freiburg
Université des Sciences de l'Éducation · University of Education



Exklusion **Integration** **Inklusion**

„Im Gegensatz zu Integration hat Inklusion nicht das Ziel, Individuen an bestehenden gesellschaftliche oder kulturelle Systeme oder eben an Bildungssysteme anzupassen, damit sie sich integrieren können, sondern die Systeme und Lebensbereiche so zu verändern, dass alle Menschen von vornherein einbezogen sind. Im ersten Fall ist primär das betreffende Individuum, im zweiten Fall primär seine Umgebung gefordert.“

Prof. Dr. Sabine Pemsel-Maier: Zur Inklusion
prädestiniert?

4

Inklusion - keine originäre biblische Kategorie

- Deutung von Behinderung als Strafe Gottes in biblischen Texten.
- Dagegen Joh 9,1-3: „Weder er noch seine Eltern haben gesündigt, sondern das Wirken Gottes soll an ihm offenbar werden.“
- Inklusion ist zwar implizit Ausdruck der Gottesherrschaft.
- Aber: Sorge um Hilfsbedürftige in der Vergangenheit nicht mit Inklusion, sondern mit Barmherzigkeit und Nächstenliebe begründet.

Prof. Dr. Sabine Pemsel-Maier: Zur Inklusion
prädestiniert?

5

Dennoch: Das Christentum - zur Inklusion disponiert: Theologische Grundlagen



Prof. Dr. Sabine Pemsel-Maier: Zur Inklusion
prädestiniert?

6

Wegweisende theologische Impulse

- **Schöpfungstheologisch**
- **Anthropologisch**
- **Christologisch**
- **Soteriologisch**
- **Gnaden theologisch**
- **Ekklesiologisch**
- **Alles unter dem sog. eschatologischen Vorbehalt**

Prof. Dr. Sabine Pemsel-Maier: Zur Inklusion prädestiniert?

7

Inklusion - mehr als die Sorge um Menschen bzw. Kinder mit Behinderung



- Enger **und** weiter Inklusionsbegriff
- Es braucht beide Perspektiven, um sich einerseits das Thema „Inklusion“ nicht einfach vom Leib zu halten und andererseits nicht alles in Inklusion aufzulösen

Prof. Dr. Sabine Pemsel-Maier: Zur Inklusion prädestiniert?

8

 **Pädagogische Hochschule Freiburg**
Université des Sciences de l'Éducation · University of Education

Religionspädagogische Anschlussstellen



natürlich anders

- Subjektorientierung der Religionspädagogik
- Theologisches bzw. religionspädagogisches Begabungsverständnis
- Rezeption von Annedore Prengels „Pädagogik der Vielfalt“
- Rezeption einer Kultur der Anerkennung

Prof. Dr. Sabine Pemsel-Maier: Zur Inklusion prädestiniert?

9

 **Pädagogische Hochschule Freiburg**
Université des Sciences de l'Éducation · University of Education

Auf dem Weg zu einem inklusiven Menschenbild



Prof. Dr. Sabine Pemsel-Maier: Zur Inklusion prädestiniert?

10

 Pädagogische Hochschule Freiburg
Université des Sciences de l'Éducation · University of Education

Spannungsvolle theologische Deutungen von Behinderung

Die in der gegenwärtigen Theologie vertretenen Deutungsmodelle oszillieren zwischen zwei Polen:

Den einen gilt Behinderung als Ausdruck der beschädigten und defizitären Schöpfung – *anderen* als selbstverständlicher Teil der guten Schöpfung;

den einen als Folge des Wirkens dämonischer Mächte, besonders im Anschluss an die neutestamentlichen Heilungserzählungen, die Krankheit und Besessenheit in dieser Weise deuten – *anderen* als Gottes Gabe;

den einen als keinesfalls gottgewollt und darum zu bekämpfen – *anderen* als eine von Gott gewollte Ausprägung von Menschsein;

den einen als von Gott auferlegte Last – *anderen* als Charisma und besondere Begabung.

Prof. Dr. Sabine Pemsel-Maier: Zur Inklusion prädestiniert?

11

 Pädagogische Hochschule Freiburg
Université des Sciences de l'Éducation · University of Education

Ein Ausweg? Deutung von Behinderung als Ausdruck der Kontingenz

- *Das Kontingente ist das Nicht-Notwendige, das ist, wie es ist, das grundsätzlich aber auch anders sein könnte, das Unvorhergesehene, Unerwartete, auch Ungewollte, was alltagssprachlich oft mit "Fügung" oder "Schicksal" umschrieben wird: Tod, Schicksalsschläge, Krankheit, auch Behinderung*
- *Religion als eine Weise der Kontingenzbewältigung*

Prof. Dr. Sabine Pemsel-Maier: Zur Inklusion prädestiniert?

12

 Pädagogische Hochschule Freiburg
Université des Sciences de l'Éducation · University of Education

Eine inklusive Sicht von Menschen bzw. Kindern berücksichtigt

- Begrenztheit
- Realismus
- Defizienz und Fragmentarität
- Spannung/ Dialektik von Größe und Niedrigkeit, Vitalität und Todesverfallenheit
- Nicht zuletzt: den Blick auf das Individuum



Prof. Dr. Sabine Pemsel-Maier: Zur Inklusion
prädestiniert?

15

 Pädagogische Hochschule Freiburg
Université des Sciences de l'Éducation · University of Education

Vielen Dank für die Aufmerksamkeit — und (hoffentlich) viele Fragen und Ergänzungen!

Prof. Dr. Sabine Pemsel-Maier: Zur Inklusion
prädestiniert?

16

Impulsfragen Kleingruppen

Was heißt Inklusion für dich?

Inklusion und Realisierbarkeit

Was haben Sie bei dem Vortrag heraus-gehört?

((Welche Herausforderungen sehen Sie bei der Umsetzung von Inklusion in der Praxis?))

Ist Inklusion eher eine revolutionäre Idee oder eine pragmatische Notwendigkeit?

Maximalforderungen und Realismus

Wo sehen Sie die Grenze zwischen idealistischen Forderungen und pragmatischen Lösungen?

Rechte und Mittel

Was löst das Zitat von Julian Rappaport: „Rechte zu haben, aber über keine Mittel und Leistungen zu verfügen, ist ein grausamer Scherz“ in Ihnen aus?

Welche Maßnahmen können Sie in Ihrem Arbeitskontext ergreifen, um sicherzustellen, dass Rechte auch tatsächlich umgesetzt werden?

Inklusion in der Praxis

Welche positiven Beispiele von gelebter Inklusion kennen Sie in Ihrer Institution?

Was könnte ein nächster Schritt zur inklusiven Institution sein? Wie könnte Inklusion in Ihrer Arbeitswelt gefördert werden?

Welche Maßnahmen können Sie in Ihrer Arbeitswelt ergreifen, um eine inklusive Arbeitsumgebung zu schaffen

Gefühl der Zugehörigkeit

Welche persönlichen Erfahrungen des Ausgeschlossensein haben Sie gemacht (machen müssen)?

Haben diese Ihre Sicht auf Inklusion und das Gefühl der Zugehörigkeit beeinflusst, bzw. verändert?

Wie können Sie in Ihrem Alltag dazu beitragen, dass sich alle Menschen in Ihrem Umfeld zugehörig fühlen?

Vision einer inklusiven Gesellschaft

Was würde sich in unserer Gesellschaft ändern, wenn Inklusion von allen gelebt würde?

Welche positiven Auswirkungen hätte eine vollständig inklusive Gesellschaft auf verschiedene Lebensbereiche (z.B. Bildung, Arbeitswelt, Freizeit)?

Herausforderungen und Lösungen

Welche Hindernisse stehen der vollständigen Umsetzung von Inklusion im Weg?

Welche konkreten Maßnahmen könnten ergriffen werden, um diese Hindernisse zu überwinden?

Persönliche Verantwortung

Welche Rolle spielt jede*r Einzelne in der Förderung von Inklusion?

Wie könnt ihr in eurem Alltag aktiv zur Inklusion beitragen?

Inklusion und (frühkindliche) Bildung

Was können Sie selbst in Ihrem System zur inklusiven (frühkindlichen) Bildung beitragen?

Langfristige Perspektiven

Wie könnte sich die Gesellschaft in den nächsten 10-20 Jahren entwickeln, wenn Inklusion konsequent umgesetzt wird?

Welche langfristigen Ziele sollten wir im Hinblick auf Inklusion verfolgen?

Inklusion und persönliche Erfahrungen

Erfahrungen mit Inklusion

Welche persönlichen Erfahrungen habt ihr mit Inklusion gemacht?

Wie haben diese Erfahrungen Ihre Sichtweise auf Inklusion beeinflusst?

Herausforderungen und Erfolge

Welche Herausforderungen haben Sie in Bezug auf Inklusion erlebt?

Welche Erfolge oder positiven Veränderungen haben Sie in inklusiven Umgebungen beobachtet?

Lernen aus Erfahrungen

Was haben Sie aus Ihren Erfahrungen mit Inklusion gelernt?

Wie können Sie dieses Wissen nutzen, um Inklusion in Ihrem Umfeld zu fördern?

Inklusion und Einstellungen

Einstellungen zur Inklusion

Wie würden Sie Ihre persönliche Einstellung zur Inklusion beschreiben?

Was hat Ihre Einstellung zur Inklusion geprägt (z.B. Erziehung, Bildung, persönliche Erlebnisse)?

Veränderung von Einstellungen

Haben Sie Ihre Einstellung zur Inklusion im Laufe der Zeit verändert? Wenn ja, wie und warum?

Welche Ereignisse oder Informationen haben Ihre Einstellung zur Inklusion beeinflusst?

Förderung positiver Einstellungen

Wie können Sie positive Einstellungen zur Inklusion in der Gesellschaft fördern?

Welche Rolle spielen Bildung und Aufklärung dabei, Einstellungen zur Inklusion zu verändern?

Inklusion und Grundhaltungen

Grundhaltungen und Werte

Welche Grundhaltungen und Werte sind wichtig, um Inklusion zu unterstützen?

Wie können Sie diese Werte in unserem täglichen Leben umsetzen?

Reflexion der eigenen Grundhaltungen

Wie reflektieren Sie Ihre eigenen Grundhaltungen in Bezug auf Inklusion?

Welche Schritte können Sie unternehmen, um Ihre Grundhaltungen weiterzuentwickeln?

Einfluss von Grundhaltungen

Wie beeinflussen Ihre Grundhaltungen Ihr Verhalten und Ihre Entscheidungen in Bezug auf Inklusion?

Wie können Sie andere dazu ermutigen, ihre Grundhaltungen zu Inklusion zu überdenken und zu verbessern?

Inklusion im Kita-Bereich

Grundlagen der Inklusion

Was bedeutet Inklusion im Kontext einer Kita?

Warum ist es wichtig, Inklusion bereits im frühen Kindesalter zu fördern?

Umsetzung von Inklusion

Welche Maßnahmen können Kitas ergreifen, um eine inklusive Umgebung zu schaffen?

Wie können Erzieher*innen inklusives Verhalten im Kita-Alltag fördern?

Herausforderungen und Lösungen

Welche Herausforderungen gibt es bei der Umsetzung von Inklusion in Kitas?

Welche Lösungen und Best Practices kennen Sie, um diese Herausforderungen zu überwinden?

Rolle der Eltern

Wie können Eltern zur Förderung von Inklusion in der Kita beitragen?

Welche Unterstützung benötigen Eltern, um inklusives Verhalten zu fördern?

Individuelle Bedürfnisse

Wie können Kitas auf die individuellen Bedürfnisse von Kindern mit Behinderungen eingehen?

Welche Rolle spielen individuelle Förderpläne und wie können sie effektiv umgesetzt werden?

Zusammenarbeit und Teamarbeit

Wie wichtig ist die Zusammenarbeit zwischen Erzieher*innen, Eltern und Fachkräften für eine erfolgreiche Inklusion?

Welche Strategien können genutzt werden, um die Teamarbeit in inklusiven Kitas zu stärken?

Bildungsmaterialien und Aktivitäten

Welche Art von Bildungsmaterialien und Aktivitäten unterstützen die Inklusion in Kitas?

Wie können inklusive Bildungsangebote gestaltet werden, um alle Kinder einzubeziehen?

Beobachtung und Reflexion

Wie können Erzieher*innen die Inklusion in ihrer Kita regelmäßig beobachten und reflektieren?

Welche Methoden und Werkzeuge können dabei helfen, den Fortschritt der Inklusion zu messen?

Fortbildung und Schulung

Welche Fortbildungsangebote sind für Erzieher*innen wichtig, um Inklusion in der Kita zu fördern?

Wie können Kitas sicherstellen, dass ihr Personal regelmäßig geschult wird?

Erfolgsgeschichten

Kennen Sie Beispiele von Kitas, die Inklusion erfolgreich umsetzen? Was können Sie von ihnen lernen?

Welche positiven Veränderungen haben Sie in inklusiven Kitas beobachtet?

Lösungsorientierte Fragen zu Inklusion

Erfolgsmodelle

Welche erfolgreichen Beispiele für Inklusion kennen Sie aus verschiedenen Bereichen (Bildung, Arbeitswelt, Freizeit)?

Was können Sie von diesen Erfolgsmodellen lernen und wie können Sie sie auf andere Bereiche übertragen?

Innovative Ansätze

Welche innovativen Ansätze und Methoden können zur Förderung von Inklusion beitragen?

Wie können Sie diese Ansätze in unserer eigenen Umgebung umsetzen?

Ressourcen und Unterstützung

Welche Ressourcen und Unterstützungsangebote sind notwendig, um Inklusion zu fördern?

Wie können Sie sicherstellen, dass diese Ressourcen allen zugänglich sind?

Gemeinschaftsinitiativen

Welche Rolle spielen Gemeinschaftsinitiativen und lokale Projekte bei der Förderung von Inklusion?

Wie können Sie solche Initiativen unterstützen und weiterentwickeln?

Bildung und Aufklärung

Welche Bildungs- und Aufklärungsmaßnahmen können das Bewusstsein für Inklusion stärken?

Wie können Sie diese Maßnahmen effektiv in Bildungseinrichtungen, Unternehmen und der breiten Öffentlichkeit umsetzen?

Technologische Lösungen

Welche technologischen Lösungen können Barrieren abbauen und Inklusion fördern?

Wie können Sie sicherstellen, dass technologische Entwicklungen inklusiv gestaltet werden?

Politische Maßnahmen

Welche politischen Maßnahmen können die Inklusion auf nationaler und internationaler Ebene stärken?

Wie können Sie als Bürger*in Einfluss auf politische Entscheidungen zugunsten der Inklusion nehmen?

Kulturelle Integration

Wie können kulturelle Veranstaltungen und Projekte zur Förderung von Inklusion beitragen?

Welche erfolgreichen Beispiele für kulturelle Integration kennen Sie und wie können wir sie weiter fördern?

Unternehmensstrategien

Welche Strategien können Organisationen entwickeln, um eine inklusive Arbeitsumgebung zu schaffen?

Wie können Organisationen von einer inklusiven Organisationskultur profitieren?

Langfristige Visionen

Welche langfristigen Visionen haben Sie für eine inklusive Gesellschaft?

Welche Schritte können Sie heute unternehmen, um diese Visionen zu verwirklichen?

Evangelium in Leichter Sprache

Ein inklusives Übersetzungsprojekt

„Evangelium in Leichter Sprache“ – „Bibel in Leichter Sprache“. Wo begegnen Menschen heute überhaupt noch der Bibel? Am ehesten wohl noch in der Kirche, und dort – falls sie hingehen – in einem Gottesdienst. Dort werden die Evangelien aus einem Buch vorgetragen. Viele meinen, das sei eine Bibel, ist es aber nicht. Es ist ein Lektionar und enthält nur kleine Ausschnitte aus der Bibel – und die oft aus dem Zusammenhang gerissen.

Die Bibel ist nicht leicht zu verstehen

Ich sage es gleich: Für niemanden sind die Texte aus diesem Buch leicht zu verstehen – trotz Religionsunterricht und leider auch trotz Theologiestudium. Die Bibel ist ein schweres Buch. Und damit meine ich nicht nur, dass sie ziemlich dick und schon allein deshalb für viele abschreckend ist. Sie ist auch ziemlich alt. Und aus ihr wird dazu noch vorgelesen in einem schwierigen Umfeld: der Liturgie, in der auch sonst vieles schwer verständlich ist. Das heißt dann aber: Die Bibel braucht eine Auslegung. Und sie braucht Zugänge.

Die Bibel übersetzen

Das ist auch der Grund, warum es so viele verschiedene Bibelübersetzungen gibt. Das gilt zum einen weltweit: Das Neue Testament ist inzwischen – Stand Januar – in 2425 Sprachen übersetzt. Das ist immerhin ein Drittel der weltweit gesprochenen Sprachen.

Das gilt aber sehr speziell auch für Deutschland:

Während es für viele Menschen weltweit eine Sensation ist, wenn sie erstmals ihre Bibel in ihrer Muttersprache in Händen halten und womöglich sogar selber lesen können, sind wir im Vergleich dazu in Deutschland sehr verwöhnt. Wer heute in eine gut sortierte Buchhandlung geht und eine Bibel kaufen möchte, hat die Auswahl aus über 30 verschiedenen deutschen Übersetzungen.

Das liegt nicht nur daran, dass im konfessionell gespaltenen Deutschland fast jede Konfession ihre eigene Bibelübersetzung hat, sondern auch daran, dass es für die verschiedensten Zielgruppen eigene Bibelübersetzungen gibt:

- für Kinder,
- für Jugendliche,
- für kirchlich Fernstehende,
- für Gerechtigkeitsbewegte,
- für Frauen,
- für Mädchen,
- ja sogar für Glitzerliebhaber:innen ...

Nur eine Zielgruppe war bisher überhaupt nicht im Blick: Behinderte, oder genauer: Menschen mit Lernbehinderung. Für solche Menschen nämlich sind biblische Texte noch schwerer und oft gar nicht zu verstehen. Sie haben einfach keine Chance. Nur hat das die längste Zeit niemand interessiert.

Das hat sich – zum Glück! – schlagartig geändert, als 2006 die UN-Behindertenrechtskonvention verabschiedet und 2009 in Deutschland dann auch ratifiziert wurde. Darin ist nämlich festgelegt, dass alle Menschen freien und vor allem barrierefreien Zugang zu allen politischen und gesellschaftlichen Lebensbereichen haben müssen. Bis dahin hatten sie dies nämlich nicht. Und so langsam verstehen immer mehr Menschen immerhin, dass Treppen für behinderte Menschen unüberwindliche Barrieren darstellen. Die Erkenntnis, dass auch Sprache eine Barriere sein kann, braucht leider noch etwas länger.

Inzwischen ist jedoch vielen Menschen klar, vor allem auch in Ämtern und Behörden, dass allein die Art der Sprache eine Vielzahl von Menschen von politischer und gesellschaftlicher Teilhabe ausschließt. Deshalb braucht es eine andere Sprache, eine einfachere Sprache, im Idealfall: „Leichte Sprache“.

Was ist Leichte Sprache?

Mit Leichter Sprache wird eine barrierefreie Sprache bezeichnet, die sich durch einfache, klare Sätze und ein übersichtliches Schriftbild auszeichnet.

Das Konzept der Leichten Sprache ist nicht etwa – wie man vielleicht meinen könnte – von Sprachwissenschaftlern entwickelt worden, sondern aus der Praxis heraus entstanden. Die Idee dazu wurde im Rahmen eines Bundesmodellprojekts „Wir vertreten uns selbst“ entwickelt, das zwischen 1997 und 2001 durchgeführt wurde.

Das Konzept der Leichten Sprache berücksichtigt insbesondere die Bedürfnisse von Menschen mit Lernschwierigkeiten / Menschen mit geistiger Behinderung, aber auch von Menschen mit Demenz und von Menschen, die nicht so gut Deutsch sprechen oder lesen können.

Das Ziel der Leichten Sprache ist leicht auf den Punkt zu bringen: Textverständlichkeit. Ein weiteres Ziel ist: Textverständlichkeit. Und ein drittes – Sie ahnen es: Textverständlichkeit! Alles andere muss sich diesem Ziel unterordnen!

Weil das aber so ist, müssen wir ein ganz wichtiges Prinzip berücksichtigen: Ganz von den Menschen her zu denken, für die wir diese alten Texte in Leichte Sprache übertragen.

Mein Kollege Tobias Haas hat das einmal modellhaft vorgeführt. Schauen Sie selbst: ((Video: Was möchte „Leichte Sprache“?))

Wie also lässt sich das Quadrat ins Rollen bringen? Wie lässt sich der Bibeltext so umformulieren, dass er für alle Menschen verständlich wird?

Regeln für Leichte Sprache

Dazu wurden aus der Praxis heraus Regeln entwickelt, die sich als hilfreich für die Textverständlichkeit erwiesen haben. Die wichtigsten dieser Regeln möchte ich Ihnen im Folgenden in einer Art Crashkurs nahebringen. Die Regeln finden Sie übrigens auch auf den Karten, die ich Ihnen auf Ihre Sitze gelegt habe.

Erste Regel: Einfache Sprache

Dazu gehört

- ein einfacher Satzbau. Subjekt – Prädikat – Objekt haben sich bis heute im Satzbau bewährt
- Redewendungen und bildliche Sprache (Vergleiche) sind tunlichst zu vermeiden, ebenso
- abstrakte Begriffe. Bemühen Sie sich stets um anschauliche und klare Formulierungen.

Zweite Regel: Kurze Wörter und kurze Sätze

- Kurze Wörter sind einfach leichter zu lesen und aufzunehmen als lange.

Wenn Sie also die Wahl haben zwischen einem langen und einem kürzeren Wort, wählen Sie bitte das kürzere.

- kurze Sätze bedeutet max. 8 Wörter
- Dabei ist ganz wichtig: nur eine Aussage pro Satz
- das heißt: lange Sätze in mehrere kurze aufteilen

Dritte Regel: Lange Wörter trennen

- zusammengesetzte Hauptwörter werden durch Medio-punkt getrennt:

Erd·beben, Schaf·stall

- der Medio-punkt wurde deshalb eingeführt, weil der anfangs gebräuchliche Bindestrich eine falsche Schreibweise des Wortes einführt.

Vierte Regel: Gleiche Wörter

- Bitte verwenden Sie immer die gleichen Wörter für die gleichen Dinge

Fünfte Regel: Fremdwörter und Fachbegriffe vermeiden

- Sie sollten grundsätzlich nur Wörter verwenden, die Ihrer Zielgruppe bekannt sind (auch umgangssprachliche)
- Das heißt automatisch: Fremdwörter und Fachbegriffe vermeiden
- Unverzichtbare Fremdwörter und Fachbegriffe müssen erklärt werden:

z. B. „Synagoge“:

Die Synagoge ist ein besonderes Haus.

In der Synagoge können sich die Menschen treffen.

Und beten.

Und zusammen über Gott sprechen.

Die wichtigsten Sprachregeln sind:

- *Erste Regel, ganz wichtig: Keine Kindersprache!*

Erwachsene wollen als Erwachsene angesprochen werden.

Es gibt Fachleute für Kindersprache, und es gibt Fachleute für Leichte Sprache. Das ist nicht dasselbe! Im Idealfall ist Kindersprache Leichte Sprache.

Zweite Regel: Genitiv vermeiden

- Der Genitiv zeichnet sich im Deutschen aus durch ein Schluss-„s“

Dieses „s“ aber verändert das Wortbild

- Stattdessen ist ein Dativ zu verwenden: von, von dem, vom ...

Dritte Regel: Passiv vermeiden

- Warum das? Beim Passiv werden Akteure versteckt.
- Aktivsätze machen die Akteure wieder sichtbar, die handelnde Person wird benannt.

Vierten Regel: Positiv formulieren

Das heißt:

- Verneinungen und negative Sprache vermeiden.

Verneinungen werden oft überlesen oder überhört.

- Wenn Verneinungen unvermeidbar sind, sollten sie hervorgehoben werden, damit sie nicht überlesen werden.

Fünfte Regel: Verben verwenden

- Das Deutsche neigt zu Substantivierungen.
- Die Benutzung von Verben statt Substantiven macht einen Text klarer und plastischer.

Eine letzte Regel, eigentlich klar: Keine Abkürzungen

- Abkürzungen sind absolute Insidersprache. Das weiß jeder, der schon einmal versucht hat, einen juristischen Text zu verstehen. Aber auch ein Auslandsaufenthalt kann einem da die Augen öffnen.
- Sollten Abkürzungen unbedingt nötig sein, müssen sie erklärt werden.

Soweit zur Grammatik der Leichten Sprache. Das ist aber noch nicht alles. Auch das Erscheinungsbild eines Textes kann die Verständlichkeit erhöhen. Da kommt jetzt das Schriftbild ins Spiel.

- Die Schrift der Wahl sollte eine einfache Schrift ohne Serifen sein, zum Beispiel: Arial, Lucida, Verdana, Century Gothic, ...
- Die Schriftgröße sollte mindestens 14 Punkt betragen,
- der Zeilenabstand 1,5 Zeilen

Inhaltlich kommt nun noch eine letzte Besonderheit der Leichten Sprache ins Spiel, die weder durch Grammatik, noch durch die Grafik abgedeckt werden kann. Wir nennen das *Exformation*:

Verstecktes Wissen aus dem Text muss ausformuliert (= exformiert) werden. Und bildhafte Sprache – eben auch eine Form von übertragener Redeweise – sollte vermieden werden.

Spätestens hier aber sind wir bei einem großen Problem, das sich in Zusammenhang mit biblischen Texten einfach stellen muss: die besonderen

Herausforderungen für biblische Texte

Eine sture Anwendung der eben benannten Regeln für Leichte Sprache auf biblische Texte kann nicht 1:1 funktionieren. Auch ein professioneller Übersetzer aus einem der vielen „Büros für Leichte Sprache“, die es in Deutschland inzwischen gibt, wird am Bibeltext scheitern. Warum?

Das liegt an den speziellen Herausforderungen, die der Text der Bibel stellt:

Das Hauptproblem liegt darin, dass es sich bei den biblischen Texten um religiöse Texte handelt. Ihnen ist also etwas eigen, das den meisten anderen Texten fehlt. Sie reden von etwas, wovon man eigentlich nicht reden kann. Wofür es eigentlich gar keine angemessene Sprache gibt. Sie reden vom Göttlichen. So lange es um Menschliches geht, kann ich ganz „normal“ reden. Wenn es aber um Gott geht, funktioniert das nicht. Es muss eine andere Sprache gefunden werden. Eine Sprache, die dem Göttlichen Raum gibt. Autorinnen und Autoren von religiösen Texten bedienen sich dazu schon immer verschiedenster Stilmittel: Sie verwenden Sprachbilder, Vergleiche, Poesie, Lieder oder Hymnen ... Genau solche Texte leben aber davon, dass sie Vieles offen lassen. Dass sie es vermeiden, eindeutig und einengend zu sein. Damit die Lesenden diese offenen Texte mit ihren eigenen Lebenserfahrungen füllen können. Damit sie angesprochen werden können. Leichte Sprache aber darf genau das nicht sein: uneindeutig, offen, anstrengend, fordernd für die Lesenden ...

Ein weiteres Problem besteht darin, dass die Bibel bekanntlich ein sehr altes Buch ist. Es kommt aus einer fernen Zeit und aus einem fernen Kulturkreis. Das erfordert immer – egal bei welcher Übersetzungsarbeit – zusätzliche Anstrengungen. Jahrhundertelange Erfahrung im Übersetzen hat da zwar gute Grundlagenarbeit geleistet. Aber trotzdem verwenden die meisten – vor allem die kirchlichen – Bibelübersetzungen immer noch schwere Sprache. Ganz extrem die Lutherbibel, in geringerem Maße aber auch die Einheitsübersetzung. Leichte Sprache geht anders.

Wie arbeiten wir beim Projekt „Evangelium in Leichter Sprache“?

Im Jahr 2013 kamen die Franziskanerin Sr. Paulis M. Mels und der Nürnberger Theologe Claudio Ettl auf das Katholische Bibelwerk zu mit der Frage, ob dort nicht eine Plattform sein könnte für die Veröffentlichungen der Sonntagsevangelien in Leichter Sprache. Was Sr. Paulis bisher in Nürnberg in Eigenregie gemacht hatte, nämlich Sonntag für Sonntag

die Evangelien-texte für ihre Arbeit mit Behinderten in Leichte Sprache zu übertragen, sollte nun auf eine breitere und professionellere Basis gestellt werden.

Bei mir und meinen Kolleginnen im Bibelwerk rannten die beiden damit offene Türen ein. Und gemeinsam stellten wir uns die Aufgabe: Wir übertragen die Sonn- und Festtagsevangelien der katholischen Kirche Woche für Woche in Leichte Sprache, und zwar alle drei Lesejahre.

Und seit nunmehr zehn Jahren finden sich die Texte des jeweiligen Sonntagsevangeliums nach der katholischen Liturgie in Leichter Sprache im Internet auf einer weitgehend barrierefreien Homepage: www.evangelium-in-leichter-sprache.de

Wie entstanden diese Texte?

- Die Rohübertragung macht Sr. Paulis. Sie überträgt die Texte aus dem Lektionar in Leichte Sprache.
- Dann werden diese Texte von der Zielgruppe prüfgelesen: Menschen aus einer Werkstatt für behinderte Menschen lesen die Texte miteinander und geben Rückmeldungen, wo es Verständnisschwierigkeiten gibt oder wo die Texte missverständlich sind. Diese Hinweise werden dann in den Text eingearbeitet. Das Prüfleren ist auch deshalb so wichtig, weil es zu den Bedingungen gehört, damit Texte überhaupt als „Leichte Sprache“ qualifiziert werden dürfen und das entsprechende Siegel erhalten.
- Sind die Texte auf Verständlichkeit geprüft, gehen sie an das Katholische Bibelwerk nach Stuttgart, wo eine Gruppe von Theologinnen und Theologen ein weiteres Mal darüber schaut, ob die Textintention noch erhalten geblieben ist oder nicht wesentliche Aussagen des Textes verloren gegangen sind.
- Dann gibt es einen weiteren Prüflerevorgang, in dem Claudio Ettl zusammen mit einer Mitarbeiterin mit Down-Syndrom ein weiteres Mal auf Verständlichkeit liest. Erst dann werden die Texte freigegeben.
- Dieser Vorgang des Übertragens und mehrmaligen Prüflerens hat zur Folge, dass es circa acht bis neun Wochen dauert, bis ein Text fertig ist. Aber das ist für eine gewisse Qualitätssicherung unabdingbar!

Was genau geschieht bei dieser Art der Bibelübertragung?

Lassen Sie mich das an einem Praxisbeispiel demonstrieren, an zwei Versen aus dem ersten Kapitel des Markusevangeliums. Vorgelesen in der Kirche klingen sie so:

„Jesus verkündete das Evangelium Gottes und sprach: Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um und glaubt an das Evangelium!“

Bei einem so qualifizierten Publikum wie Ihnen setze ich jetzt voraus, dass dieser Text für Sie verständlich ist. Bei Menschen mit Lernbehinderung aber ist er voll von Barrieren. Das beginnt schon ganz am Anfang:

- Das Wort „verkünden“ gehört nicht zur Alltagssprache.
- Und „Evangelium“ ist ein Fremdwort. Es muss exformiert werden. Und es ist nicht damit getan, dass ich das griechische Wort auf Deutsch übersetze, etwa: „Gute Nachricht“ oder „Frohe Botschaft“. Die Menschen wollen wissen, was denn diese „frohe Botschaft“ sei.

Wie hört sich das nun in Leichter Sprache an?

„Jesus erzählte allen Menschen von Gott.

Jesus sagte:

Freut euch.

Gott will, dass alles in der Welt gut wird.“

So in etwa kann ich das Verkündigen des „Evangeliums“ umschreiben. Was mache ich aber mit „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe.“ Dahinter steht eine ganze Theologie der Zeit und der Zeitenwende. Und wenn ich sage, dass der Inhalt des Evangeliums die Ankunft des Reiches Gottes ist, dann verstehen das vielleicht Theologinnen und Theologen.

- Aber was ist eigentlich „Reich Gottes“?
- Und was heißt: „Kehrt um und glaubt an das Evangelium!“
Umkehren wovon? Und warum? Und wohin?
Und was sollen die Leute nun genau glauben?

Ich kann vor diesen Fragen kapitulieren und die schweren Worte stehen lassen. Oder ich kann versuchen, mich vorsichtig anzunähern:

„Jesus erzählte allen Menschen von Gott.

Jesus sagte:

Freut euch.

Gott will, dass alles in der Welt gut wird.

Ihr dürft Gott dabei helfen.

Macht euch bereit zum Helfen.

Gott braucht euch.“

Sie merken: Diese Übertragung muss in hohem Maße interpretieren. Sie muss sich entscheiden für bestimmte Bedeutungen, in gewisser Weise auch für eine bestimmte Theologie.

- Und: Begriffserklärungen wie für „Evangelium“ oder „Reich Gottes“ oder „Umkehr“ stellen nicht die einzigen Eingriffe in den Text dar.
- Manchmal kann es auch nötig sein, interpretierende Sätze einzuflechten, zum Beispiel als Hinführung zum Text, der allzu unvermittelt beginnt.
- Oder als Klärung eines Tatbestandes, der manchen Menschen in bestimmten Regionen nicht bekannt ist.
- Manchmal funktionieren auch die alten Bilder und Vergleiche nicht. Und ich muss neue für heute finden. Da kommen wir dann bereits zur sprachschöpferischen Leistung einer solchen Übertragung.
- Und: Texte werden durch die Übertragung meistens länger. Das haben Sie sicher schon gemerkt. Manchmal kann es aber auch wichtig sein, etwas wegzulassen. Das betrifft vor allem unseren Kontext der Sonntagsevangelien. Die Perikopenordnung, die vorschreibt, welche Texte am Sonntag im Gottesdienst gelesen werden, bietet Texte in sehr unterschiedlichem Umfang. Oft enthält ein solcher Text einfach zu viele Themen auf einmal. Dann muss ich mich entscheiden. Das kann heißen, dass wir Lang- und Kurzfassungen anbieten. Oder vorschlagen, sich zwischen zwei Kurztexen zu entscheiden. Um der Menschen und der Verständlichkeit willen.
- Oder es kann wichtig sein, einen Text umzubauen, Textteile umzustellen, Rahmungen aufzulösen ... um der Logik willen. Auch so etwas kann Barrierefreiheit bedeuten.

Sie werden sich jetzt vielleicht fragen:

Ist das noch der Bibeltext?

Es ist klar, dass solche massiven Eingriffe in den Bibeltext Fragen hervorrufen. Kann ich da noch von „Übersetzung“ reden?

Ihnen ist sicher aufgefallen, dass ich in Zusammenhang mit Leichter Sprache den Begriff „Übersetzung“ vermieden habe. Es ist eine Übertragung, die wir machen.

Und warum „übertragen“ wir? Um der Menschen willen, die das Evangelium nicht nur hören, sondern auch verstehen sollen: Menschen mit Lernschwierigkeiten, Menschen, die noch nicht so gut Deutsch können, ... Sie sollen trotz aller Schwierigkeiten, die von der Textauswahl herkommt, von der Perikopenordnung, von der Textabgrenzung, vom schwerverständlichen liturgischen Umfeld, das Wort Gottes hören und verstehen können. Der Kontext ist also jeweils die Verkündigung. Und das ist etwas Missionarisches!

Wir wissen, dass wir mit unserer Arbeit, mit dem Projekt „Evangelium in Leichter Sprache“, ein gewisses Risiko eingehen und uns von vielen Seiten angreifbar machen:

Da ist nicht nur die exegetische und theologische Kritik, die uns vorwerfen könnte, ein „Evangelium light“ zu produzieren. Da sind auch die Kulturliebhaber, die ihren schönen Bibeltext – z. B. den lieb gewordenen Luthertext – verhunzt sehen. Oder die Deutschlehrer, die diese unendlichen Wortwiederholungen am Liebsten jedes Mal mit dem Rotstift anzeichnen würden.

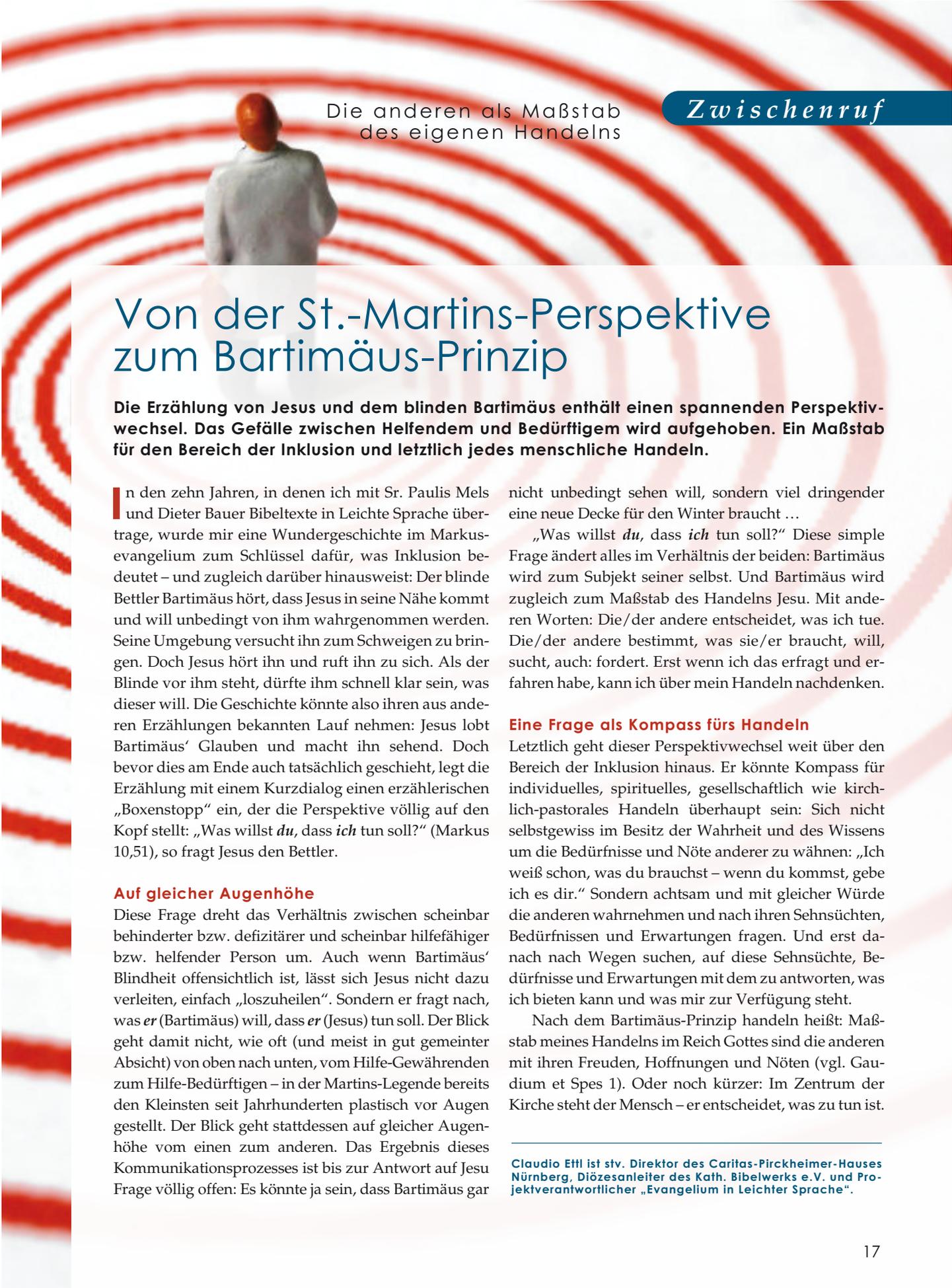
Trotzdem möchten wir diesen Weg gehen, uns ganz und gar auf diese Menschen einzulassen und ihnen eine Teilhabe nicht nur am öffentlichen, sondern auch am kirchlichen Leben zu ermöglichen. Theologische Vollständigheiten und ästhetische Gesichtspunkte müssen da notfalls hintenanstehen – damit die Botschaft bei den Menschen ankommt.

Oder um es mit einem Wort des Apostels Paulus zu sagen:

„damit das Wort des Herrn sich ausbreitet und verherrlicht wird“ (2 Thess 3,1)

Inzwischen ist die „Bibel in Leichter Sprache“ übrigens nicht nur im Bundeskanzleramt, sondern auch in Rom angekommen. Wir dürfen also Hoffnung haben.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.



Die anderen als Maßstab
des eigenen Handelns

Zwischenruf

Von der St.-Martins-Perspektive zum Bartimäus-Prinzip

Die Erzählung von Jesus und dem blinden Bartimäus enthält einen spannenden Perspektivwechsel. Das Gefälle zwischen Helfendem und Bedürftigem wird aufgehoben. Ein Maßstab für den Bereich der Inklusion und letztlich jedes menschliche Handeln.

In den zehn Jahren, in denen ich mit Sr. Paulis Mels und Dieter Bauer Bibeltex-te in Leichte Sprache übertrage, wurde mir eine Wundergeschichte im Markus-evangelium zum Schlüssel dafür, was Inklusion bedeutet – und zugleich darüber hinausweist: Der blinde Bettler Bartimäus hört, dass Jesus in seine Nähe kommt und will unbedingt von ihm wahrgenommen werden. Seine Umgebung versucht ihn zum Schweigen zu bringen. Doch Jesus hört ihn und ruft ihn zu sich. Als der Blinde vor ihm steht, dürfte ihm schnell klar sein, was dieser will. Die Geschichte könnte also ihren aus anderen Erzählungen bekannten Lauf nehmen: Jesus lobt Bartimäus' Glauben und macht ihn sehend. Doch bevor dies am Ende auch tatsächlich geschieht, legt die Erzählung mit einem Kurzdialog einen erzählerischen „Boxenstopp“ ein, der die Perspektive völlig auf den Kopf stellt: „Was willst *du*, dass *ich* tun soll?“ (Markus 10,51), so fragt Jesus den Bettler.

Auf gleicher Augenhöhe

Diese Frage dreht das Verhältnis zwischen scheinbar behinderter bzw. defizitärer und scheinbar hilfefähiger bzw. helfender Person um. Auch wenn Bartimäus' Blindheit offensichtlich ist, lässt sich Jesus nicht dazu verleiten, einfach „loszuheilen“. Sondern er fragt nach, was *er* (Bartimäus) will, dass *er* (Jesus) tun soll. Der Blick geht damit nicht, wie oft (und meist in gut gemeinter Absicht) von oben nach unten, vom Hilfe-Gewährenden zum Hilfe-Bedürftigen – in der Martins-Legende bereits den Kleinsten seit Jahrhunderten plastisch vor Augen gestellt. Der Blick geht stattdessen auf gleicher Augenhöhe vom einen zum anderen. Das Ergebnis dieses Kommunikationsprozesses ist bis zur Antwort auf Jesu Frage völlig offen: Es könnte ja sein, dass Bartimäus gar

nicht unbedingt sehen will, sondern viel dringender eine neue Decke für den Winter braucht ...

„Was willst *du*, dass *ich* tun soll?“ Diese simple Frage ändert alles im Verhältnis der beiden: Bartimäus wird zum Subjekt seiner selbst. Und Bartimäus wird zugleich zum Maßstab des Handelns Jesu. Mit anderen Worten: Die/der andere entscheidet, was ich tue. Die/der andere bestimmt, was sie/er braucht, will, sucht, auch: fordert. Erst wenn ich das erfragt und erfahren habe, kann ich über mein Handeln nachdenken.

Eine Frage als Kompass fürs Handeln

Letztlich geht dieser Perspektivwechsel weit über den Bereich der Inklusion hinaus. Er könnte Kompass für individuelles, spirituelles, gesellschaftlich wie kirchlich-pastorales Handeln überhaupt sein: Sich nicht selbstgewiss im Besitz der Wahrheit und des Wissens um die Bedürfnisse und Nöte anderer zu wähnen: „Ich weiß schon, was du brauchst – wenn du kommst, gebe ich es dir.“ Sondern achtsam und mit gleicher Würde die anderen wahrnehmen und nach ihren Sehnsüchten, Bedürfnissen und Erwartungen fragen. Und erst danach nach Wegen suchen, auf diese Sehnsüchte, Bedürfnisse und Erwartungen mit dem zu antworten, was ich bieten kann und was mir zur Verfügung steht.

Nach dem Bartimäus-Prinzip handeln heißt: Maßstab meines Handelns im Reich Gottes sind die anderen mit ihren Freuden, Hoffnungen und Nöten (vgl. Gaudium et Spes 1). Oder noch kürzer: Im Zentrum der Kirche steht der Mensch – er entscheidet, was zu tun ist.

Claudio Ettl ist stv. Direktor des Caritas-Pirkheimer-Hauses Nürnberg, Diözesanleiter des Kath. Bibelwerks e.V. und Projektverantwortlicher „Evangelium in Leichter Sprache“.

„Mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht.“

Warum es das Evangelium in Leichter Sprache braucht

Wer heute in Deutschland, Österreich oder der Schweiz in eine Buchhandlung geht und eine Bibel kaufen möchte, hat die Auswahl aus über 30 verschiedenen deutschen Übersetzungen. Da gibt es die kirchlichen Bibelübersetzungen, aber auch Übersetzungen für Kinder und Jugendliche, für kirchlich Fernstehende, für Bibelstudierende, für Gerechtigkeitsbewegte, für Senioren, für Frauen etc. Nur eine Zielgruppe war bis vor kurzem überhaupt nicht im Blick: Menschen mit Lernbehinderung. **Dieter Bauer**

Ist die Bibel an sich schon schwer zu verstehen, so ist sie das in besonderer Weise für Menschen mit geistigen Einschränkungen. Für solche Menschen sind biblische Texte nämlich noch schwerer und oft gar nicht zu verstehen. Sie haben schlicht keine Chance. Doch lange Zeit hat das niemand wirklich interessiert.

DIE RECHTE DER BEHINDERTEN

Eine Veränderung trat erst ein, als 2009 in Deutschland die UN-Behindertenrechtskonvention ratifiziert wurde. In dieser ist festgelegt, dass *alle* Menschen freien und vor allem barrierefreien Zugang zu *allen* politischen und gesellschaftlichen Lebensbereichen haben müssen. Und weil eine dieser Barrieren die Sprache sein kann, braucht es für sprachlich Behinderte eine andere Sprache, eine einfachere Sprache, im Idealfall: ‚Leichte Sprache‘.

WAS IST LEICHTE SPRACHE?

Mit ‚Leichter Sprache‘ wird eine barrierefreie Sprache bezeichnet, die sich durch einfache, klare Sätze und ein übersichtliches Schriftbild auszeichnet. Das *Konzept* der Leichten Sprache ist nicht etwa in den Sprachwissenschaften entwickelt worden, sondern aus der Praxis heraus entstanden. Es berücksichtigt in besonderer Weise die Bedürfnisse von Menschen mit Lernschwierigkeiten bzw. mit geistiger Behinderung. Das *Ziel* der Leichten Sprache ist Textverständlichkeit. Alles andere muss sich diesem Ziel unterordnen. So fanden sich nach und nach bestimmte Regeln für Leichte Sprache, die sich als hilfreich für die Textverständlichkeit erwiesen hatten.

Dieter Bauer

Dipl.-Theol., Wissenschaftlicher Mitarbeiter beim *Katholischen Bibelwerk e. V.* in Stuttgart; Redakteur der Zeitschrift *Bibel heute* und verantwortlich für das Projekt ‚Evangelium in Leichter Sprache‘.

WIE WIRD SCHWERE SPRACHE LEICHTER?

Schwere Sprache wird leichter durch kurze Wörter, kurze Sätze und nur eine Aussage pro Satz. Das heißt, dass lange Sätze in mehrere kurze aufgeteilt werden müssen. Redewendungen und Metaphern werden ebenso vermieden wie abstrakte Begriffe. Angestrebt werden anschauliche und klare Formulierungen. Beim Wortschatz ist es wichtig, dass immer die gleichen Wörter für gleiche Dinge verwendet werden, am besten bekannte (auch umgangssprachliche) Wörter.

Da im Deutschen das Genitiv-s das Wort verändert, wird der Dativ bevorzugt. Passiv und Konjunktive werden vermieden, ebenso Verneinungen, weil sie oft überlesen oder überhört werden. Am auffälligsten ist wahrscheinlich das Schriftbild: einfache große Schrifttypen in kurzen Zeilen (Flattersatz) mit gut lesbarem Zeilenabstand – so wie das viele von Kinderbüchern kennen.

HERAUSFORDERUNGEN FÜR BIBLISCHE TEXTE

Es liegt auf der Hand, dass die sture Anwendung dieser Regeln auf *biblische* Texte nicht eins zu eins funktionieren kann. Auch ein professioneller Übersetzer aus einem der vielen ‚Büros für Leichte Sprache‘, die es inzwischen gibt, wird am Bibeltext scheitern. Warum? Das liegt an den speziellen Herausforderungen, die der Text der Bibel stellt: Das Hauptproblem liegt darin, dass es sich bei den biblischen Texten um *religiöse* Texte handelt. Ihnen ist etwas eigen, das den meisten anderen Texten fehlt. Sie reden von etwas, wovon man eigentlich nicht reden kann und wofür es eigentlich gar keine angemessene Sprache

gibt. Sie reden vom Göttlichen. Sie reden von Gott. Dafür muss eine andere Sprache gefunden werden, eine Sprache, die dem Göttlichen Raum gibt.

Autorinnen und Autoren religiöser Texte wissen das und bedienen sich verschiedenster Stilmittel: Sie verwenden Sprachbilder, Vergleiche, Poesie, Lieder oder Hymnen. Genau solche Texte leben aber davon, dass sie vieles offen lassen. Dass sie es vermeiden, eindeutig und einengend zu sein, damit die Lesenden diese offenen Texte mit ihren eigenen Lebenserfahrungen füllen können. Damit sie angesprochen werden können. Leichte Sprache aber darf genau das nicht sein: uneindeutig, offen, anstrengend, fordernd für die Lesenden.

Ein weiteres Problem besteht darin, dass die Bibel bekanntlich ein sehr altes Buch ist. Es kommt aus einer fernen Zeit und aus einem fernen Kulturkreis. Das erfordert immer, bei jeder Übersetzung, zusätzliche Anstrengungen. Jahrhundertelange Erfahrung im Übersetzen hat da zwar gute Grundlagenarbeit geleistet, trotzdem verwenden die meisten – vor allem die kirchlichen – Bibelübersetzungen immer noch *schwere* Sprache. Schwierige Begriffe bleiben stehen: Menschensohn, Messias, Versöhnung, Erlösung, Gnade etc. Oft braucht es deshalb Fußnoten, selbst in einer so kommunikativen Übersetzung wie der *Bibel in heutigem Deutsch*. Leichte Sprache geht aber anders!

DAS PROJEKT ‚EVANGELIUM IN LEICHTER SPRACHE‘

Seit 2013 gibt es nun das Projekt ‚Evangelium in Leichter Sprache‘. Es begann mit der Franziskanerin Sr. Paulis M. Mels FSGM, die

für ihre Gottesdienste mit Menschen mit Behinderung Woche für Woche die Bibeltexte in Eigenregie in Leichter Sprache übertragen hatte. Sie fragte sich, ob diese Arbeit nicht auch für andere hilfreich sein könnte und ob da nicht das *Katholische Bibelwerk* in Stuttgart unterstützen könne. So kam sie zusammen mit dem Nürnberger Theologen Claudio Ettl auf das Bibelwerk zu, wo sie mit ihrer Idee offene Türen einrannten. Und seit nunmehr über acht Jahren finden sich die Texte des jeweiligen Sonntagsevangeliums nach der katholischen Liturgie in Leichter Sprache im Internet auf einer weitgehend barrierefreien Website (www.evangelium-in-leichter-sprache.de). Wie entstehen diese Texte? Die Rohübertragung macht Sr. Paulis. Sie überträgt die Texte aus dem Lektionar in Leichte Sprache. Dann werden diese Texte von der Zielgruppe prüfgelesen: Menschen aus einer Werkstatt für behinderte Menschen lesen die übertragenen Texte miteinander und geben Rückmeldungen, wo es Verständnisschwierigkeiten gibt oder wo die Texte missverständlich sind. Diese Hinweise werden in den Text eingearbeitet. Das Prüflernen ist deshalb so wichtig, weil es zu den Bedingungen gehört, damit Texte überhaupt als ‚Leichte Sprache‘ qualifiziert werden dürfen und das entsprechende Siegel erhalten. Sind die Texte auf Verständlichkeit geprüft, gehen sie an das *Katholische Bibelwerk* nach Stuttgart, wo eine Gruppe von Theologinnen und Theologen ein weiteres Mal darüber schaut, ob die Textintention noch erhalten geblieben ist oder nicht wesentliche Aussagen des Textes verloren gegangen sind. Im Anschluss gibt es einen erneuten Prüflernvorgang, in dem Claudio Ettl die Texte zusammen mit einer Mitarbeiterin mit Down-Syndrom ein weiteres Mal auf Verständlichkeit liest.

Erst dann werden die Texte freigegeben. Dieser Vorgang des Übertragens und mehrmaligen Prüflerns hat zur Folge, dass es oft acht bis neun Wochen dauert, bis ein Text fertig ist. Aber das ist für die Qualitätssicherung unabdingbar.

Menschen aus einer Werkstatt für behinderte Menschen lesen die übertragenen Texte miteinander und geben Rückmeldungen, wo es Verständnisschwierigkeiten gibt oder wo die Texte missverständlich sind.

EIN BEISPIEL AUS DER PRAXIS

Was genau geschieht nun bei dieser Art der Bibelübertragung? Ich möchte dies im Folgenden an einem Praxisbeispiel demonstrieren, an zwei Versen aus dem Markusevangelium: „Jesus verkündete das Evangelium Gottes und sprach: Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um und glaubt an das Evangelium!“ (Mk 1,14f.). Dieser Text ist sehr bekannt und wahrscheinlich würden die meisten Gottesdienstbesuchenden auf Nachfrage sagen, dass er für sie auch verständlich sei. Für Menschen mit Lernbehinderung aber ist er voll von Barrieren. Das beginnt schon ganz am Anfang: Das Wort ‚verkünden‘ gehört nicht zur Alltagssprache. Und „Evangelium“ ist ein Fremdwort. Es muss exformiert werden. Und dabei ist es nicht damit getan, dass ich das griechische Wort auf Deutsch übersetze,

etwa: ‚Gute Nachricht‘ oder ‚Frohe Botschaft‘. Die Menschen wollen wissen, *was* denn diese ‚frohe Botschaft‘ ist.

Wie hört sich der Ausschnitt in Leichter Sprache an? „Jesus erzählte allen Menschen von Gott. Jesus sagte: Freut euch. Gott will, dass alles in der Welt gut wird.“ So in etwa kann man das „Evangelium“ und die Verkündigung Jesu umschreiben. Was mache ich aber mit „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe“? Dahinter steht eine ganze Theologie der Zeit und der Zeitenwende. Wenn ich sage, dass der Inhalt des Evangeliums die Ankunft des Reiches Gottes ist, dann verstehen das theologisch Versierte. Aber was ist eigentlich „das Reich Gottes“? Und was heißt: „Kehrt um und glaubt an das Evangelium“? Umkehren wovon? Und warum? Und wohin? Und was sollen die Leute nun genau glauben?

Man kann vor diesen Fragen kapitulieren und die schweren Worte stehen lassen. Oder man kann versuchen, sich dem Gemeinten vorsichtig anzunähern: „Jesus erzählte allen Menschen von Gott. Jesus sagte: Freut euch. Gott will, dass alles in der Welt gut wird. Ihr dürft Gott dabei helfen. Macht euch bereit zum Helfen. Gott braucht euch.“

Es ist klar: Diese Übertragung muss in hohem Maße interpretieren. Sie muss sich entscheiden für bestimmte Bedeutungen, in gewisser Weise auch für eine bestimmte Theologie. Und: Begriffserklärungen wie für „Evangelium“ oder „Reich Gottes“ oder „Kehrt um“ stellen nicht die einzigen Eingriffe in den Text dar. Manchmal kann es auch nötig sein, interpretierende Sätze einzuflechten, z. B. als Hinführung zum Text, der allzu unvermittelt beginnt oder als Klärung eines Tatbestandes, der manchen Menschen in bestimmten Regionen nicht bekannt ist. Manchmal funktionieren auch die

alten Bilder und Vergleiche nicht und es müssen neue für heute gefunden werden.

Texte werden durch die Übertragung meistens länger. Das weiß jede und jeder, die oder der schon einmal einen Text in Leichte Sprache übertragen hat. Deshalb kann es manchmal wichtig sein, etwas wegzulassen. Das betrifft vor allem den Kontext der Sonntags-evangelien. Oft enthält ein solcher Text einfach zu viele Themen auf einmal. Dann müssen wir uns entscheiden. Das kann heißen, dass wir Lang- und Kurzfassungen anbieten oder vorschlagen, sich zwischen zwei Kurztexen zu entscheiden – um der Menschen und der Verständlichkeit willen. Oder es kann wichtig sein, einen Text umzubauen, Textteile umzustellen, Rahmungen aufzulösen – um der Logik willen. Auch so etwas kann Barrierefreiheit bedeuten.

Diese Übertragung muss in hohem Maße interpretieren. Sie muss sich entscheiden für bestimmte Bedeutungen, in gewisser Weise auch für eine bestimmte Theologie.

IST DAS NOCH DER BIBELTEXT?

Solche massiven Eingriffe in den Bibeltext werfen Fragen auf: Kann ich da noch von ‚Übersetzung‘ reden? In Zusammenhang mit ‚Bibel in Leichter Sprache‘ vermeiden wir deshalb den Begriff ‚Übersetzung‘. Wir nennen es ‚Übertragung‘. Warum ‚übertragen‘ wir? Um der Menschen willen, die das Evangelium nicht nur hören, sondern auch verstehen sollen:

Menschen mit Lernschwierigkeiten, Menschen, die noch nicht so gut Deutsch können, ... Sie sollen trotz aller Schwierigkeiten, die von der Textauswahl herkommen, von der Perikopenordnung, von der Textabgrenzung, vom schwerverständlichen liturgischen Umfeld, das Wort Gottes hören und verstehen können.

Wir wissen, dass wir mit unserer Arbeit, mit dem Projekt ‚Evangelium in Leichter Sprache‘, ein gewisses Risiko eingehen und uns von vielen Seiten angreifbar machen: Da ist nicht nur die exegetische und theologische Kritik, die uns vorwerfen könnte, ein ‚Evangelium light‘ zu produzieren. Da sind auch die Kulturliebhaber, die ihren schönen Bibeltext – z. B. den lieb gewordenen Luthertext – verhunzt sehen. Oder die Deutschlehrerinnen, die die unendlichen Wortwiederholungen am liebsten jedes Mal mit dem Rotstift anzeichnen würden.

Trotzdem möchten wir den eingeschlagenen Weg gehen, uns ganz und gar auf diese Menschen einzulassen und ihnen eine Teilhabe nicht nur am öffentlichen, sondern auch am kirchlichen Leben ermöglichen. Theologische Richtigkeiten und ästhetische Gesichtspunkte müssen da notfalls hintenanstehen – damit die Botschaft bei den Menschen ankommt. Oder wie es Jesus einmal gesagt hat: „Mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht.“ Man muss es den Menschen nicht unnötig schwerer machen.

LITERATUR

Bauer, Dieter/Ettl, Claudio/Mels, Paulis, Evangelien der Sonn- und Festtage im Lesejahr A, B, C [Bibel in Leichter Sprache; 3 Bde.], Stuttgart 2016–2018.

Das wissenschaftlich- religionspädagogische Lexikon im Internet

(WiReLex)

Jahrgang 2016

Bibel in Leichter Sprache

Claudio Ettl

erstellt: Februar 2022

Permanenter Link zum Artikel:

<http://www.bibelwissenschaft.de/stichwort/201017/>



DEUTSCHE
BIBEL
GESELLSCHAFT

Bibel in Leichter Sprache

Claudio Ettl

1. Leichte Sprache

1.1. Definition und Ziel

Leichte Sprache (→ [Sprache, einfache; Sprache, leichte](#)) ist eine in Wortschatz und Syntax modifizierte bzw. reduzierte Varietät der deutschen Standardsprache, deren oberstes Prinzip Verständlichkeit ist. Als „barrierefreie“ Sprache richtet sie sich primär an Menschen mit eingeschränkter Lese- und Sprachfähigkeit. Ihr Ziel ist es, allen Menschen gleichberechtigte Teilhabe am gesellschaftlichen Leben zu ermöglichen (Partizipation und Inklusion) (→ [Inklusive Lehr- und Lernprozesse, allgemeinpädagogisch](#); → [Inklusive Lehr- und Lernprozesse, religionspädagogisch](#)). Die Verwendung von Leichter Sprache ist durch ein umfangreiches Regelwerk sowie rechtliche und gesetzliche Rahmenbedingungen geregelt.

1.2. Entwicklung und rechtliche Grundlagen

Die Entwicklung der Leichten Sprache im deutschsprachigen Raum wurde durch unterschiedliche Kontexte und Ereignisse beeinflusst (Bredel/Maaß, 2016, 60-81). Dazu gehören u.a. die Erarbeitung von Lesbarkeitstest seit den 1920er Jahren und die Entwicklung des Plain English-Regelwerks in den USA seit den 1970er Jahren. In Deutschland sind seit Ende des vergangenen Jahrtausends u.a. Aktivitäten von Inclusion Europe (Projekt „Pathways – Wege zur Erwachsenenbildung für Menschen mit Lernschwierigkeiten), das 1997 bis 2001 durchgeführte Bundesmodellprojekt „Wir vertreten uns selbst!“ (das später zum Netzwerk People First Deutschland wurde) sowie die Gründung des Netzwerks Leichte Sprache 2006 zu nennen.

Unter rechtlicher Perspektive spielen vor allem die 1994 erfolgte Erweiterung von Artikel 3 Satz 3 des Grundgesetzes („Niemand darf wegen seiner Behinderung benachteiligt werden.“), das 2001 in Kraft getretene IX. Buch des Sozialgesetzes (SGB IX), das Behindertengleichstellungsgesetz von 2002 (BGG) sowie die beiden Barrierefreie-Informationstechnik-Verordnungen von 2002 (BITV) und 2011 (BITV 2.0) eine wichtige Rolle.

Entscheidenden Einfluss hatte schließlich das am 13.12.2006 von der UN-Generalversammlung verabschiedete und am 03.05.2008 in Kraft getretene „Übereinkommen der Vereinten Nationen über die Rechte von Menschen mit Behinderung“ (Convention of the United Nations on the Rights of Persons with

Disabilities - CRPD), in Deutschland meist als UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK) bezeichnet. Es garantiert das Recht von Menschen mit Behinderung auf eine gleichberechtigte Teilhabe an der Gesellschaft und verpflichtet die beigetretenen Staaten, möglichst alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens (Gesellschaft, Politik, Wirtschaft, Kultur, Bildung, Sport etc.) so weit wie möglich barrierefrei zu gestalten. Deutschland setzte die UN-BRK am 29. März 2009 in Kraft; für die Umsetzung der geforderten Maßnahmen wurde 2011 ein Nationaler Aktionsplan (NAP) entwickelt. Dieser benennt u.a. zwölf Handlungsfelder, zu denen auch Bildung sowie Kultur und Freizeit gehören. UN-BRK und NAP machen damit deutlich, dass zu den rechtlich geforderten Maßnahmen zur gesellschaftlichen Barrierefreiheit selbstverständlich auch die Bereiche Sprache und Kommunikation gehören.

1.3. Primäre und sekundäre Adressatinnen und Adressaten

Leichte Sprache ist im Kontext von → [Inklusion](#) und der Arbeit mit Menschen mit Behinderung entstanden und verortet. Ihre Zielgruppen sind heterogen.

Primäre Adressatinnen und Adressaten von Leichter Sprache sind allgemein alle Personen mit eingeschränkter Lese- und Verstehenskompetenz, d.h. Menschen, die Probleme (vorübergehend oder dauerhaft) mit der sprachlichen und inhaltlichen Komplexität von Texten in Standardsprache oder einfacher Sprache haben. Zu dieser Gruppe gehören u.a. Menschen mit Lernschwierigkeiten und mit geistiger Behinderung, Menschen mit Demenz, prälingualer Gehörlosigkeit (bei alleiniger Kenntnis der Deutschen Gebärdensprache) oder Aphasie (Verlust von Sprechvermögen und/oder Sprachverständnis), Menschen mit funktionalem Analphabetismus sowie allgemein Menschen mit eingeschränkten Deutschkenntnissen (z.B. Menschen mit Migrationshintergrund, aber auch Schülerinnen und Schüler insbesondere der Primar- und Sekundarstufe I).

Sekundäre Adressatinnen und Adressaten von Leichter Sprache sind Personen, die mit Texten in Leichter Sprache in Berührung kommen, zugleich aber auch Zugang zu standardsprachlichen Texten haben und über ausreichende Lesekompetenz dafür verfügen. Zu dieser Gruppe gehören z.B. Personen, die aus Zufall oder Zeitersparnis Texte in Leichter Sprache lesen oder denen der Zugriff auf standardsprachliche Texte fehlt.

Die Breite und Ausdifferenzierung der Adressatinnen und Adressaten zeigt, dass die Definition von einheitlichen Regeln und allgemeingültigen Konzepten für die Erstellung von Texten in Leichter Sprache herausfordernd sein kann. Nimmt man die postulierte Orientierung an den Verstehensvoraussetzungen der jeweiligen Adressatinnen und Adressaten ernst, wird deutlich, dass Texte in Leichter Sprache sich so weit wie möglich an allgemein gültigen Regeln orientieren sollten (Regelwerk), zugleich aber stets individuell produzierte Momentaufnahmen sind (Zielgruppenorientierung).

1.4. Leichte Sprache und einfache bzw. leicht verständliche Sprache

Verständlichkeit als oberstes Prinzip bedeutet, dass nicht der Textinhalt, sondern die Zielgruppe und deren spezifische Beeinträchtigungen das entscheidende Kriterium für die Erstellung bzw. Übertragung von Texten in Leichte Sprache ist. Dementsprechend kann die Übersetzung von vorgegebenen Texten der (bisweilen als „schwere Sprache“ bezeichneten) Standardsprache in Leichte Sprache nicht nur eine sprachliche, sondern auch eine inhaltliche Reduktion bedeuten. Darin unterscheidet sich Leichte Sprache von der so genannten einfachen (bzw. leicht verständlichen) Sprache (→ [Sprache, einfache](#); [Sprache, leichte](#)). Einfache Sprache folgt der standardsprachlichen Vorlage eines Textes im Wesentlichen und versucht vor allem durch sprachliche Reduktionsmittel (Vermeidung von Fremdwörtern, kürzere Sätze) seine Verständlichkeit zu erhöhen und so weitere Zielgruppen zu erreichen. Leichte Sprache geht darüber hinaus: Anders als einfache Sprache ist sie klar reglementiert (s. Kap. 2. Regelwerk Leichte Sprache) und greift nicht nur in Wortschatz und Syntax, sondern auch in Inhalt und Aufbau von Texten ein (Auslassung von Inhalten, die für das Verständnis verzichtbar und Ergänzung von Inhalten, die für das Verständnis notwendig sind, Umstellung von Textbestandteilen in chronologische Reihenfolge u.a.). Neben solchen inhaltlichen Reduktionen unterscheidet sich Leichte Sprache auch im Schriftbild und in der Optik der verwendeten Schrifttypen; außerdem sollten Texte in Leichter Sprache möglichst durch Illustrationen, Bilder oder Grafiken ergänzt werden.

1.5. Bewertung

Die Bewertung von Leichter Sprache kann zwischen den Polen Provokation und Stigma rangieren (Bredel/Maaß, 2016, 45-56). Als reduzierte Sprachvarietät für Menschen mit Lese- und Verständnisbeeinträchtigungen kann ihre Verwendung als Stigmatisierung von Menschen mit Behinderung empfunden werden. Leichte Sprache fördere eine Wahrnehmung von Menschen mit Behinderung, die sich vor allem auf ihre Defizite und Einschränkungen konzentrierte und so letztlich zu ihrer Benachteiligung führe, so die entsprechende Kritik. Meist aus sprachwissenschaftlicher und bildungspolitischer Perspektive wird Leichte Sprache dagegen oft als Provokation gesehen. Hier lautet der Vorwurf, sie sei für sprachlichen Niveauverfall, den Verlust von allgemeiner Sprachkompetenz und ein generell abnehmendes Textverständnis verantwortlich.

Trotz aller z.T. berechtigter Kritik bleibt festzuhalten, dass es meist keine Alternative zur Leichten Sprache gibt, soll der inklusive Ansatz der UN-BRK ernstgenommen werden. Kann für Menschen mit Lernschwierigkeiten mit Hilfe von Standardsprache oder einfacher Sprache die Verständlichkeit von Texten und Inhalten nicht erreicht werden, so müssen andere sprachliche Mittel zum Einsatz kommen. Spätestens an dieser Stelle hat Leichte Sprache ihre Berechtigung, ja ist sie unverzichtbar. Die Alternative wäre allenfalls das – mit dem Gedanken von Inklusion und gleichberechtigter Teilhabe unvereinbare – Eingeständnis, dass

bestimmte Texte und Inhalte für bestimmte Zielgruppen (Menschen mit Lernschwierigkeiten) angeblich nicht vermittelbar sind.

2. Regelwerk Leichte Sprache

2.1. Entstehung

In den vergangenen Jahren wurden im deutschen Sprachraum mehrere Regelwerke für Leichte Sprache entwickelt, u.a. die Regeln in der BITV 2.0, Regeln von Inclusion Europe, das Regelwerk der Forschungsstelle Leichte Sprache der Universität Hildesheim oder das der Lebenshilfe-Gesellschaft für Leichte Sprache. Derzeit am weitesten rezipiert und angewandt ist das mehrfach überarbeitete Regelwerk des Netzwerks Leichte Sprache, das auch vom Bundesministerium für Arbeit und Soziales (BMAS) empfohlen und in Publikationen verbreitet wird (z.B. BMAS, 2019). Ein Vergleich der Regelwerke kann an dieser Stelle nicht erfolgen (dazu ausführlich Maaß, 2015). Trotz aller individuellen Akzentuierungen der jeweiligen Regelwerke lassen sich jedoch grundlegende und allgemein akzeptierte Regeln für Leichte Sprache zusammenstellen.

2.2. Regeln

Das Regelwerk der Leichten Sprache orientiert sich auf verschiedenen Ebenen am leitenden Prinzip der Verständlichkeit: Auf der Ebene der Sprache (Wortschatz, Grammatik, Syntax), der Rechtschreibung (Medio-Punkt, Abkürzungen, Zahlen), des Textinhalts (Fremdwörter, Aufbau, Auslassungen), der Gestaltung (Schrifttype, Formatierung, Druckmaterialien) sowie der Erstellung (Prüfen). Die folgende Auswahl stellt die wichtigsten Regeln zusammen (für eine ausführliche Darstellung mit Beispielen: BMAS, 2015, und <https://dg-ls.de/regelwerk>).

- Es werden einfache und gängige Wörter benutzt, die auch der Umgangssprache entnommen sein können.
- Es werden kurze Wörter benutzt.
- Auf Fremdwörter wird verzichtet.
- Zahlen werden als arabische Ziffern geschrieben.
- Hohe Zahlen und Prozentangaben werden vermieden bzw. erklärt.
- Abkürzungen werden vermieden oder ausgeschrieben oder erklärt.
- Es werden immer dieselben Wörter benutzt und Synonyme vermieden.
- Es werden Verben benutzt, auf Substantivierungen wird verzichtet.
- Als Satzzeichen werden vornehmlich Punkt, Komma, Doppelpunkt, Aufzählungszeichen verwendet; Ausrufezeichen, Semikolon, Anführungszeichen, Apostroph sowie Sonderzeichen werden vermieden.
- Es werden aktive Wörter verwendet.
- Aussagen werden in aktiver Form formuliert; Passiv wird vermieden.
- Jeder Satz enthält nur eine Aussage.
- Jeder Satz beginnt in einer neuen Zeile.

- Es werden keine Trennungen zwischen den Zeilen verwendet.
- Der Konjunktiv wird vermieden.
- Der Genitiv wird vermieden und in den meisten Fällen durch den Dativ ersetzt („von/vom/von dem“).
- Abstrakte Begriffe werden vermieden; wo sie notwendig sind, werden sie durch anschauliche Beispiele oder Vergleiche erklärt.
- Mehrdeutige oder irreführende bildliche Sprache (Metaphern) und Redewendungen werden vermieden oder erläutert („exformiert“).
- Wenn Fremdwörter, Fachbegriffe, Bilder oder übertragene Redewendungen unvermeidbar sind, wird ihr Inhalt bzw. ihre Aussage in Leichter Sprache erklärt (so genannte „Exformation“).
- Zusammengesetzte Wörter werden durch Bindestriche oder (besser) durch den so genannten Medio-Punkt (·) getrennt.
- Negative Wörter und Formulierungen werden vermieden, stattdessen wird positiv formuliert.
- Es wird keine Kindersprache verwendet.
- Es werden serifenlose Schriftarten verwendet (z.B. Arial, Century Gothic).
- Die Schriftgröße beträgt mindestens 14 Punkt und der Zeilenabstand ist 1,5 fach.
- Texte werden linksbündig und ohne Blocksatz formatiert.
- Fettsetzungen können zur Hervorhebung verwendet werden, auf Kursivierungen, Kapitälchen, Hochstellung etc. wird dagegen verzichtet.
- Bilder und/oder Illustrationen begleiten den Text und erhöhen das Textverständnis.
- Zwischenüberschriften können die Übersichtlichkeit des Textes erhöhen.
- Zum besseren Verständnis kann der Text umgestellt werden oder können Inhalte ausgelassen oder zusätzlich zur Erläuterung eingefügt werden (z.B. als Hinführung zum Text).
- Die Texte werden von Personen der Zielgruppe geprüft und als verständlich bewertet (Prüflesen).
- Beim Druck wird mattes und mindestens 100 Gramm schweres, weißes Papier verwendet, die Schriftfarbe ist schwarz.

2.3. Exformation

Eine wichtige Regel bei der Erstellung von Texten in Leichter Sprache ist die so genannte Exformation: Begriffe, Aussagen, Bilder oder Redewendungen, die mehrdeutig oder aus anderen Gründen nicht einfach zu verstehen sind, müssen im Text in verständlicher und knapper Sprache erläutert werden. Im Text explizit Unausgesprochenes, aber implizit Mitgedachtes („Information“) muss ausgedrückt („exformiert“) werden, damit der Text von Menschen mit Lernschwierigkeiten verstanden werden kann. Dies hat meist zur Folge, dass der Text durch Hinzufügungen erweitert und dadurch inhaltlich verändert werden muss.

Ein Beispiel: Das dem Griechischen entlehnte Fremdwort „Synagoge“ mag im

religiösen Binnenraum verständlich sein; für Menschen mit Lernschwierigkeiten bedarf es dagegen einer Exformation, die den Sinngehalt im jeweiligen Textzusammenhang erläutert. Eine Übertragung in Leichter Sprache könnte zum Beispiel lauten: „Die Synagoge ist ein besonderes Haus. / In der Synagoge können sich die Menschen treffen. / Und beten. / Und zusammen von Gott sprechen.“

2.4. Prüfllesen

Eine weitere zentrale Regel ist das so genannte Prüfllesen. Es garantiert, dass die Texte von den angestrebten Zielgruppen tatsächlich verstanden werden und stellt so eine zusätzliche Ebene der Qualitätssicherung dar. Getreu dem Motto der Behindertenbewegung der 1980er Jahre „Nichts über uns ohne uns“ schreibt die Regel vor, dass Menschen mit Lernschwierigkeiten von Anfang an in die Erstellung der Texte eingebunden werden. Sie lesen die ersten Entwürfe, beurteilen sie auf ihre Verständlichkeit hin, machen gegebenenfalls Korrekturvorschläge und prüfen die überarbeiteten Texte erneut. Erst wenn die Prüfläserinnen und -leser einen Text als verständlich bewerten, kann er als Text in Leichter Sprache eingesetzt oder veröffentlicht werden.

Die Verwendung der gängigsten Gütesiegel für Leichte Sprache setzt die Selbstverpflichtung zum Prüfllesen durch Menschen mit Lernschwierigkeiten voraus. Die bekanntesten Gütesiegel sind das rechteckige blaue Siegel von Inclusion Europe, das einen stilisierten lesenden Menschen hinter einem Buch zeigt, dessen Umschlag auf der linken Seite mit einem nach oben gereckten Daumen versehen ist, sowie das rotblaue, runde Siegel des Netzwerks Leichte Sprache, das die Schrift „Leichte Sprache“ und in der Mitte einen weißen Haken auf blauem Grund trägt.

3. Bibel und Leichte Sprache

Werden Bibeltexte in Leichte Sprache übertragen, so stellen sich besondere Herausforderungen (Bauer/Ettl, 2017; Mels, 2018).

3.1. Eigenart biblischer Texte

Biblische Texte sind religiöse Texte. Sie reden von etwas, wofür die „normale“ Sprache eigentlich nicht ausreicht. Die Verfasserinnen und Verfasser biblischer Texte bedienen sich deshalb oft besonderer Stilmittel wie bildhafter Sprache, Vergleichen, Hymnen, Poesie u.a. Biblische Texte lassen manches offen, vermeiden eindeutige Aussagen und beinhalten implizite Deutungen. Denn die Rede über Gott ist letztlich nur in Vergleichen, Analogien und Bildern möglich. Die Prinzipien der Leichten Sprache aber verlangen gerade, deren Mehrdeutigkeit eindeutig zu machen, was wiederum Eingriffe in die Substanz der Texte nötig machen kann.

Außerdem verwenden biblische Texte religiöse Termini und Aussagen, die nicht aus sich selbst heraus verständlich sein können, sondern der Erläuterung bedürfen (z.B. Prophet, Messias, Reich Gottes, Lamm Gottes). Solche und andere Stilmittel und rhetorische Figuren beeinflussen die Verständlichkeit und Eindeutigkeit biblischer Texte. Bei der Übertragung solcher Texte in Leichte Sprache können deshalb Exformationen, Erläuterungen, Interpretationen, Auslassungen oder Ergänzungen nötig werden. Dies greift jedoch nicht nur sprachlich, sondern auch inhaltlich in die biblischen Vorlagen ein.

3.2. Übertragungsprozess

Die Übertragung von Bibeltexten in Leichte Sprache ist ein mehrstufiger und anspruchsvoller Prozess. Die Herausforderung besteht vor allem darin, die vom Regelwerk der Leichten Sprache geforderte vorrangige Orientierung an der Zielgruppe und deren Verstehensvoraussetzungen („Option für die Adressatinnen und Adressaten“) mit der theologischen und sprachlichen Verantwortung für den Bibeltext und seinen inhaltlichen Aussagen („Option für den Text“) in Einklang zu bringen. Ziel ist es, die klaren Prinzipien der Leichten Sprache auf den biblischen Text so anzuwenden, dass seine theologische Botschaft erhalten und verständlich bleibt.

Im Sinne der Theorie kommunikativer Bibelübersetzungen ist es deshalb sinnvoll, besser von einer „Übertragung“ als von einer „Übersetzung“ in Leichte Sprache zu sprechen. Denn die Übertragung von Bibeltexten in Leichte Sprache macht Interpretationen und Eingriffe in die Vorlage häufiger und umfangreicher notwendig als es bei anderen, „klassischeren“ Bibelübersetzungen der Fall ist.

3.3. Zweifache Qualitätssicherung

Entsprechend den beiden skizzierten Optionen sollte bei der Übertragung von Bibeltexten in Leichte Sprache eine zweistufige Qualitätskontrolle durchgeführt werden (wie sie z.B. das Projekt „Evangelium in Leichter Sprache“ praktiziert, s. Kap. 4.2.4.): Neben der auch bei nicht-biblischen Texten geforderten sprachlichen Überprüfung durch eine oder idealerweise mehrere Prüflergruppen findet eine theologisch-exegetische Qualitätskontrolle statt: Theologinnen und Theologen der beteiligten Einrichtungen überprüfen die Texte auf ihre exegetische und theologische Zuverlässigkeit und Stringenz und bringen ihre Erkenntnisse ebenfalls in den gemeinsamen Übertragungsprozess ein. Diese qualitätssichernden Maßnahmen bedeuten zwar einen zusätzlichen Aufwand, verbessern jedoch die sprachliche wie theologische Qualität der so erstellten Bibelübertragungen in Leichte Sprache meistens erheblich.

3.4. Pluralität und Zielgenauigkeit

Aufgrund der genannten spezifischen Voraussetzungen und den damit zusammenhängenden Übersetzungskriterien sind Übertragungen von Bibeltexten

in Leichte Sprache noch mehr als standardsprachliche Übersetzungen auf die spezifische Zielgruppe ausgerichtet. Ihre Reichweite scheint damit auf den ersten Blick begrenzter und ihre Einsatzmöglichkeiten eingeschränkter. Zugleich erhöht sich damit jedoch die Vielfalt und Zielgenauigkeit biblischer Texte. Sie werden immer wieder neu übertragen oder an neue Bedürfnisse und Zielgruppen angepasst. Die Lebendigkeit und Aktualität der Bibel wird so anschaulich und greifbar.

3.5. Komplementarität

Bibeltexte in Leichter Sprache wollen nicht Ersatz für andere Bibelübersetzungen wie Lutherbibel, Einheitsübersetzung, Basis-Bibel u.a. sein. Sie stellen allerdings eine – dringend notwendige und unverzichtbare – Ergänzung bestehender Übersetzungen dar. Denn sie erreichen Zielgruppen, für die herkömmliche Übersetzungen ungeeignet sind oder für die noch keine verständlichen Bibeltexte existieren.

3.6. Perspektivenwechsel

Der Prozess des Übertragens von Bibeltexten in Leichte Sprache setzt als wesentliches Prinzip das Prüflernen voraus. Die Einbeziehung von Menschen mit Lernschwierigkeiten in die Übertragung möglichst von Anfang an soll garantieren, dass deren Perspektive leitend und entscheidend ist. Darin unterscheiden sich Texte in Leichter Sprache von anderen, standardsprachlichen Übersetzungen. Entscheidend ist nicht, was (fachlich meist qualifizierte) Übersetzerinnen und Übersetzer von Bibeltexten für passend und verständlich für die von ihnen anvisierte(n) Zielgruppe(n) halten (Außenperspektive). Entscheidend ist vielmehr, was die Menschen der Zielgruppe(n) selbst als notwendig erachten und wollen (Eigenperspektive). Durch theoretische wissenschaftliche Analysen oder empirische Untersuchungen kann dies meist nur unzureichend erfasst werden. Die aktive und gleichberechtigte Beteiligung von Vertreterinnen und Vertretern der Zielgruppe(n) ermöglicht dagegen, die Voraussetzungen, Wünsche und Bedarfe zu erfassen und bei der Übertragung zu berücksichtigen. Nur eine derartig geprägte Übertragung biblischer Texte nimmt die Frage Jesu an den blinden Bartimäus tatsächlich ernst: „Was willst du, dass ich dir tun soll?“ ([Mk 10,51](#)). Dieser Ansatz einer so genannten „Bartimäuspastoral“ arbeitet auf Augenhöhe und sollte selbstverständliche Voraussetzung und leitendes Prinzip jeder Bibelübertragung sein.

4. Bibel in Leichter Sprache

4.1. Einsatzmöglichkeiten

Bibeltexte in Leichter Sprache richten sich zunächst an die genannten primären Zielgruppen, vor allem an Menschen mit Lernschwierigkeiten und eingeschränkter Sprachkompetenz. Daneben sind sie auch außerhalb des Inklusionsbereichs

einsetzbar, zum Beispiel im Religions- oder Deutschunterricht, bei der Arbeit mit Migrantinnen und Migranten (→ [Interkulturalität/Ethnische Vielfalt/Minderheiten/Migration](#); → [Migration](#)), in Gottesdiensten (→ [Gottesdienst, evangelisch](#); → [Gottesdienst, katholisch](#)) und bei liturgischen Feiern (→ Feste und Feiern, liturgisch [praktisch-theologisch]) (Kindergottesdienste [→ [Kindergottesdienst, evangelisch](#); → [Kindergottesdienst, katholisch](#)], Wort-Gottes-Feiern etc.) u.a. Dabei kann die genannte Unabgeschlossenheit und Offenheit von Texten in Leichter Sprache es jedoch erforderlich machen, bestehende Texte in Leichter Sprache im Blick auf die Erfordernisse und Voraussetzungen der konkreten Zielgruppe(n) zu überprüfen und gegebenenfalls zu modifizieren. Die Arbeit mit Bibeltexten in Leichter Sprache erfordert deshalb bisweilen einen erhöhten Arbeitsaufwand, da bestehende Vorlagen nicht einfach übernommen werden können, sondern gegebenenfalls modifiziert werden müssen. Die Erfahrung zeigt jedoch, dass dieser erhöhte Aufwand durch ein daraus resultierendes tieferes Textverständnis und ein größeres Selbstbewusstsein im Umgang mit der Bibel oftmals mehr als aufgewogen wird.

4.2. Übersetzungsprojekte und Bibeltexte in Leichter Sprache (Auswahl)

Bislang gibt es keine Gesamtausgabe der Bibel in Leichter Sprache. Dagegen wurden in den vergangenen Jahren durch etliche Projekte und Initiativen einzelne biblische Texte oder Bücher aus dem Alten wie aus dem Neuen Testament in Leichte Sprache übertragen und veröffentlicht, im Print- wie im Onlinebereich.

4.2.1. Biblische Textsammlungen in Leichter Sprache der Lebenshilfe Bremen e.V.

Zum Teil in Kooperation mit dem Arbeitskreis Theologie und Seelsorge der Bundesvereinigung Lebenshilfe und ökumenisch abgestimmt entstanden (zeitweise im Rahmen eines von Aktion Mensch geförderten Projekts) insgesamt fünf Publikationen mit thematisch geordneten Bibeltexten in Leichter Sprache: Die Weihnachts-Geschichte in Leichter Sprache (2010) (→ [Geburtsgeschichten Jesu / Weihnachten, bibeldidaktisch](#)), die Oster-Geschichte in Leichter Sprache (2014), Geschichten von Jesus in Leichter Sprache (2016) (→ [Jesus Christus, bibeldidaktisch, Grundschule](#); → [Jesus Christus, bibeldidaktisch, Sekundarstufe](#)), Die Schöpfungs-Geschichte in Leichter Sprache (2017) (→ [Schöpfung](#)) und die Geschichte über Josef in Leichter Sprache (2017). Für die Übertragung wurden die biblischen Texte zum Teil zusammengefasst und harmonisiert, z.B. bei den synoptischen Evangelien. Alle Texte werden durch einfache Illustrationen ergänzt.

4.2.2. Offene Bibel

Die Offene Bibel ist ein ökumenisches Internetprojekt, das seit 2009 an mehreren deutschen Bibelübersetzungen arbeitet, darunter auch einer Bibel in Leichter Sprache (https://offene-bibel.de/wiki/Leichte_Sprache). Ziel des Projektes ist es, frei zugängliche Bibelübersetzungen in deutscher Sprache zu schaffen, wofür die Übersetzungen unter einer Creative Commons-Lizenz stehen und für alle

Interessierten über ein Wiki die Möglichkeit zur Mitarbeit geboten wird. Bislang wurde nur ein Bruchteil der Bibel übertragen, manche Texte sind noch in Arbeit oder noch nicht prüfgelesen. Die Übersetzungskriterien werden eher weit ausgelegt.

4.2.3. Bibeltexte in Leichter Sprache für Evangelische und Ökumenische Kirchentage und Katholikentage

Seit längerem werden Bibeltexte und Gebete für Gottesdienste und Veranstaltungen der Kirchentage und Katholikentage von unterschiedlichen Übersetzungsteams sowohl in Leichte Sprache als auch in einfache bzw. leicht verständliche Sprache übersetzt. Für den 3. Ökumenischen Kirchentag 2021 in Frankfurt wurden die Bibeltexte für die Gottesdienste erstmals von einem ökumenischen Team in Leichte Sprache übertragen (https://www.oekt.de/fileadmin/2021/downloads/gemeinden_und_pfarreien/online_210129-exegetischeskizzen-a4.pdf).

4.2.4. Projekt „Evangelium in Leichter Sprache“ der Akademie Caritas-Pirckheimer-Haus und des Katholischen Bibelwerks e.V.

Das Projekt „Evangelium in Leichter Sprache“ (<https://www.evangelium-in-leichter-sprache.de>) ist eine Kooperation der Akademie Caritas-Pirckheimer-Haus Nürnberg und des Katholischen Bibelwerks e. V. Stuttgart in Kooperation mit den Franziskanerinnen von Thuine. Seit 2013 wurden sämtliche Evangelientexte der Sonntagsgottesdienste nach der katholischen Leseordnung in Leichte Sprache übertragen und z.T. bereits mehrfach überarbeitet und aktualisiert. Die Übertragungen orientieren sich dabei vor allem am Regelwerk des Netzwerks Leichte Sprache. Die Texte werden durch großformatige Farbillustrationen und ausführliche Kommentare sowie Hinweise zu katechetischen Einsatzmöglichkeiten ergänzt. Ursprünglich (und weiterhin) kostenlos im Internet downloadbar, liegen Texte, Bilder und Kommentare inzwischen auch im Verlag Katholisches Bibelwerk in Buchform vor: Neben drei großformatigen Bänden mit den Sonn- und Feiertagsevangelien der drei Lesejahre (Lesejahr A: 2. Aufl. 2019; Lesejahr B: 2017; Lesejahr C: 2018) wurden drei kleinere Bücher mit thematisch ausgewählten Texten und Bildern veröffentlicht („Jesus erzählt von Gott“ 2017; „Jesus hilft den Menschen“ 2018; „Jesus begegnet den Menschen“ 2019). Die Webseite <https://evangelium-in-leichter-sprache.de/> bietet neben den Texten zum Ausdruck und den Illustrationen auch Audiodateien und Videos aller Bibeltexte in Gebärdensprache.

Außerdem wurden durch das Projekt bislang zwei bundesweite Werkstatt-Tagungen „Bibel und Leichte Sprache“ in Nürnberg organisiert, eine dritte ist für 2022 geplant.

5. Fazit

Auch wenn entsprechende Ansätze schon früher existierten, erhielt das Konzept der Leichten Sprache vor allem durch die 2008 ratifizierte UN-BRK entscheidende Impulse. Seit mehr als einem Jahrzehnt werden dabei auch Bibeltexte (von unterschiedlichen Initiativen und Personen) übersetzt, zunehmend auch in ökumenischer Zusammenarbeit. Die Übertragung von biblischen Texten in Leichte Sprache ist gleichermaßen herausfordernd wie notwendig – und bisweilen auch umstritten. Neben dem Ergebnis der Übertragung ist der Entstehungsprozess der Texte von besonderer Bedeutung. Er unterliegt bestimmten Regeln. Vor allem durch die Prinzipien der Exformation und des Prüflens unterscheiden sich Texte in Leichter Sprache grundlegend von anderen, standardsprachlichen Übersetzungen. Entscheidend für Qualität und Zielgenauigkeit der Texte und ihrer inhaltlichen Aussagen ist die Einbeziehung von Menschen mit Lernschwierigkeiten in den Übersetzungsprozess von Beginn an. Sie steht für einen radikalen → [Perspektivenwechsel](#), den Übertragungen in Leichte Sprache konkret umsetzen: Weg von der Außenperspektive hin zu selbstverantwortlichem, kooperativem und gemeinsamem Übersetzen von Menschen mit und ohne Behinderungen. Bibeltexte in Leichter Sprache lassen die Vision Jesu vom bereits angebrochenen Reich Gottes Wirklichkeit werden. Sie spiegeln die Vielfalt von Mensch und Welt ebenso wider wie die realistische Hoffnung auf gleichberechtigte Teilhabe aller Menschen am gesellschaftlichen (und damit auch religiösen) Leben. Bibeltexte in Leichter Sprache sind somit eine für → [Theologie](#), Kirche (→ Kirche/n) und Pastoral (→ [Schulseelsorge/Schulpastoral](#)) unverzichtbare und lebensnotwendige Ergänzung und Erweiterung.

[Angaben zu Autor / Autorin finden Sie hier](#)

Empfohlene Zitierweise

Ettl, Claudio, Art. Bibel in Leichter Sprache, in: Wissenschaftlich Religionspädagogisches Lexikon im Internet (www.wirelex.de), 2022

Literaturverzeichnis

- Bauer, Dieter/Ettl, Claudio, Frohe Botschaft – ganz leicht?!, in: Katechetische Blätter 142 (2017), 163-166.
- **Bauer, Dieter/Ettl, Claudio/Mels, Paulis, Evangelien der Sonn- und Festtage im Lesejahr A, Stuttgart 2. Aufl. 2019; Evangelien der Sonn- und Festtage im Lesejahr B, Stuttgart 2017; Evangelien der Sonn- und Festtage im Lesejahr C, Stuttgart 2018.**
- **Bauer, Dieter/Keuchen, Marion, Das Evangelium in leichter Sprache mit leichten Bildern. Ein Projekt im Bereich Inklusion, in: Deutsches Pfarrerberblatt 116 (2016), 214-216;221f.**
- Bredel, Ursula/Maaß, Christiane, Leichte Sprache. Theoretische Grundlagen – Orientierung für die Praxis, Berlin 2016.
- Bundesministerium für Arbeit und Soziales (Hg.), Leichte Sprache. Ein Ratgeber. In Zusammenarbeit mit dem Netzwerk Leichte Sprache, Berlin 2014.
- **Gidion, Anne/Arnold, Jochen/Martinsen, Raute (Hg.), Leicht gesagt! Biblische Lesungen und Gebete zum Kirchenjahr in Leichter Sprache, Hannover 2013.**
- Lebenshilfe Bremen (Hg.), Leichte Sprache. Die Bilder, Bremen 2013.
- Maaß, Christiane, Leichte Sprache. Das Regelbuch, Berlin 2015.
- Mels, Paulis, Die Bibel in Leichter Sprache, in: Information und Material 1 (2018), 49-53.

Impressum

Hauptherausgeberinnen:

Prof. Dr. Mirjam Zimmermann (Universität Siegen)

Prof. Dr. Heike Lindner (Universität Köln)

„WiReLex“ ist ein Projekt der Deutschen Bibelgesellschaft

Deutsche Bibelgesellschaft

Balinger Straße 31 A

70567 Stuttgart

Deutschland

www.bibelwissenschaft.de

Das wissenschaftlich- religionspädagogische Lexikon im Internet

(WiReLex)

Jahrgang 2016

Sprache, einfache; Sprache, leichte

Andrea Schulte

erstellt: Februar 2022

Permanenter Link zum Artikel:

<http://www.bibelwissenschaft.de/stichwort/201014/>



DEUTSCHE
BIBEL
GESELLSCHAFT

Sprache, einfache; Sprache, leichte

Andrea Schulte

1. Hinführung: Einfache und leichte Sprache in der religionspädagogischen Praxis

Im Rahmen eines Einschulungsgottesdienstes trägt die Lehrerin Psalm 100 in verständlicher und den Kindern angemessener Sprache vor. Sie elementarisiert dabei theologisch den Inhalt auf die Freundlichkeit Gottes, über die sich die Menschen freuen können und die sie „Danke“ sagen lässt. Eine Kirchengemeinde, in deren Einzugsgebiet Menschen in heterogener Vielfalt leben, verfasst ihre Gemeindebriefe in einfacher Sprache, informiert so über das gemeindliche Leben und lädt alle Interessierten zur Teilnahme ein. In der einschlägigen religionsdidaktischen Literatur sind Arbeits- und Praxishilfen zu finden, die Religionslehrkräfte zielgruppenspezifisch im inklusiven Unterricht unterstützen. Die Verwendung leichter und einfacher Sprache ist auch für den liturgischen Gebrauch eingefordert worden. Zur Gestaltung von Gottesdiensten liegen mittlerweile dementsprechende biblische Texte und Gebete in leichter und einfacher Sprache vor (→ [Bibel in leichter Sprache](#)) (Gideon/Arnold/Martinsen, 2017; Katholisches Bibelwerk, 2018).

Die Beispiele zeigen: Der Ansatz, Verständlichkeit und Verstehen mittels leichter und einfacher (religiöser) Sprache und Kommunikation zu fördern und befördern, ist in der schulischen und gemeindlichen religionspädagogischen Praxis vielfältig realisiert und findet vielgestaltige Anwendung. Das Ziel, nicht allein Menschen mit Lern- und Sprachschwierigkeiten, sondern möglichst vielen Menschen kommunikative und informationelle Teilhabe in gesellschaftlich-religiösen Kontexten zu verschaffen, ist unstrittig. Allerdings sind mit dem Aufweis praktischer Relevanz und Anwendung die Potenziale religionspädagogischer Rezeption und Reflexion einfacher und leichter Sprache bei Weitem nicht ausgeschöpft.

2. Leichte Sprache – Ursprung und Entwicklung

„Leichte Sprache“ in nahezu allen gesellschaftlichen kommunikativen Kontexten zur Geltung zu bringen, ist ein unabgeschlossenes, sich fortschreibendes Vorhaben. Es ist ursprünglich mit und für Menschen mit Lernschwierigkeiten entwickelt worden, um ihnen durch eine barrierefreie Sprache und

Kommunikation einen sozialen Anschluss und gesellschaftliche Partizipation zu ermöglichen. Die Anfänge liegen u.a. in der US-amerikanischen Selbstbestimmungsbewegung der 1970er-Jahre, in der *Sag es einfach*-Initiative der europäischen Vereinigung der *International League of Societies for Persons with Mental Handicap* (I.L.S.M.H.; heute: *Inclusion Europe*) (www.inclusion-europe.eu), die Ende der 1990er-Jahre Richtlinien für die Erstellung von leicht lesbaren Informationen für Menschen mit geistiger Behinderung herausgab, sowie in dem *Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen*, das die Vereinten Nationen im Jahre 2006 verabschiedeten (www.behindertenrechtskonvention.info). In Deutschland hat die Organisation *People First – Mensch zuerst* das Leichte Sprache-Projekt auf den Weg gebracht (www.menschzuerst.de).

Im deutschsprachigen Raum sind umfängliche Grundsätze zur sprachlichen und gestalterischen Umsetzung von leichter Sprache (in schriftlicher Kommunikation) in einem Regelwerk kodifiziert, das vom *Netzwerk Leichte Sprache* entwickelt wurde (www.leichte-sprache.org). Der gemeinnützige Verein setzt sich für die Verbreitung von leichter Sprache ein.

Mittlerweile adressiert der Ansatz weitere Zielgruppen: Analphabeten, Menschen mit Migrationshintergrund oder Fluchterfahrungen, mit Seh- und Hörbeeinträchtigungen, ältere Menschen und Menschen mit Demenzerkrankung. Ihnen allen sollen Zugänge zu möglichst allen gesellschaftlichen Bereichen verschafft werden. Anja Dworski resümiert: „Leichte Sprache ist eine Reaktion auf die Vielfalt in unserer Gesellschaft. Künftig wird es noch notwendiger sein, Inhalte in unterschiedlichen Sprachniveaus anzubieten, um die Komplexität des Alltags, der Politik, des Rechts, der Kultur, der Wissenschaft und auch der Religion möglichst vielen Menschen zu vermitteln. Leichte Sprache kann eine Möglichkeit sein, Barrieren, die durch Sprache entstehen, abzubauen“ (Dworski, 2017, 256).

Dementsprechend hoch sind die Anforderungen an eine leichte Sprache. Texte in leichter Sprache beziehen sich derzeit hauptsächlich auf (medial) schriftliche Ausgangstexte (z.B. Gebrauchsanweisungen, Gesetzestexte, amtliche Verlautbarungen, Zeitungsartikel, Verhaltensregeln in öffentlichen Räumen). Sie sollen als angepasste Texte eine Brücke zwischen den jeweiligen Zielgruppen und „schwierigen“ Texten schlagen. In diesem Sinne sollen sie einen „Anschluss an die sonst verschlossene Kommunikationswelt gewährleisten und nicht lediglich eine neue sprachliche Sonderwelt eröffnen, die ihre Nutzer letztlich doch wieder abzukoppeln droht. [...] Diese Anforderungsbeschreibung dürfte in Praxis und Forschung weitgehend Konsens sein“ (Bock/Lange/Fix, 2017, 12). Es stellt sich die Frage, ob dieser Anspruch ebenso bei mündlicher Kommunikation erhoben wird.

3. Leichte und einfache Sprache:

Unterscheidungen und Regeln

Wie bereits erwähnt, orientiert sich die Leichte Sprache-Praxis an bestimmten Sprach- und Typografie-Grundsätzen, nach denen Texte zu verfassen und zu gestalten sind. Diese ca. 40 Anweisungen zum Gebrauch von Wörtern, Zahlen und Zeichen, Sätzen sowie den Einsatz von Bildern und Layout sind in einem Regelwerk zusammengefasst, das vom *Netzwerk Leichte Sprache* entwickelt wurde (www.leichte-sprache.org). Im Sinne dieser Richtlinien entscheiden Menschen mit Lernschwierigkeiten als Prüfer und Prüferinnen über die Eignung eines Textes als Text in leichter Sprache.

Leichte Sprache ist eine Sprachvariante adressaten- bzw. zielgruppenfreundlicher Sprache, eine andere ist einfache Sprache. Feste Kriterien, um leichte von einfacher Sprache zu unterscheiden, gibt es nicht. Veröffentlichungen postulieren bzw. verweisen allerdings auf gängige Grundregeln der einen oder anderen Sprachvariation. Auf der sprachlichen Ebene gehören das Sprachniveau, der Inhalt, Stilmittel, grammatikalische Satzstrukturen, der Satzbau, Wörter sowie Zahlen und Zeichen zu den geläufigsten Aspekten der Identifizierung von Texten in leichter und einfacher Sprache. Nach Birgitt Neukirch lässt sich sagen:

Texte in leichter Sprache

- sind auf einem sehr einfachen Sprachniveau mit einem begrenzten Wortschatz verfasst,
- geben die inhaltlichen Schwerpunkte des Ausgangstextes strukturiert wieder, ergänzen zusätzliche Informationen zur größeren Verständlichkeit des Textes und führen lebensnahe Beispiele an,
- verzichten auf Metaphern, Redewendungen, doppeldeutige Wörter, Anspielungen, Ironie oder Sarkasmus und vermeiden Negationen,
- gebrauchen das Präsens, Aktiv- statt Passivsätze, direkte statt indirekte Rede und verzichten auf den Genitiv und Konjunktiv,
- haben einen Satzbau von maximal 12 Wörtern, stellen wichtige Informationen an den Anfang, fügen Zwischenüberschriften ein, treffen eine Aussage pro Satz und geben zusammenhängende Inhalte in einem Abschnitt wieder,
- verzichten auf seltene Wörter, Fremdwörter, nominalisierte Verben und Adjektive, Füllwörter, Pronomen, verwenden kurze Wörter, erklären unvermeidbare Fachbegriffe und Abkürzungen, unterteilen unverrichtbare Komposita durch einen Medio.punkt in Stamm-Wörtern oder Binde-Strichen und verwenden durchweg die gleichen Begriffe für die gleiche Sache oder Person,
- verwenden Ziffern statt Zahlwörter und Angaben wie zum Beispiel „viel“ oder „wenig“ für große Zahlen.

Texte in einfacher Sprache

- sind auf einem einfachen Sprachniveau verfasst und gebrauchen die Alltagssprache mit einfachen Strukturen,
- geben den gesamten Inhalt des Ausgangstextes wieder,
- erklären Metaphern, Redewendungen, doppeldeutige Wörter und verzichten auf Ironie und Sarkasmus,
- vermeiden den Genitiv und den Konjunktiv,
- weisen eine einfache Satzstruktur möglichst ohne Nebensätze auf,
- erklären Fremdwörter, Fachbegriffe oder Abkürzungen, vermeiden Komposita oder nominalisierte Verben und Adjektive und achten auf die Eindeutigkeit von Begriffen und Pronomen,
- bevorzugen Ziffern statt Zahlwörter (Neukirch, 2020, 25).

Die Auflistung lässt deutliche Parallelen in der Grundausrichtung von leichter und einfacher Sprache erkennen. Demzufolge ist anzunehmen, dass hier eher zwei sehr ähnliche Praxis-Ansätze mit ähnlichen Zielstellungen und Adressatengruppen, aber verschiedenen Ursprüngen vorliegen (Bock/Lange/Fix, 2017, 14). Einerseits werden mit „leicht“ Texte attribuiert, die primär für Menschen mit Lernschwierigkeiten (Alternativbezeichnung für den Ausdruck Menschen mit geistiger Beeinträchtigung bzw. Behinderung) angepasst wurden. Andererseits werden mit „einfach“ Texte attribuiert, die primär für funktionale Analphabeten bzw. für Menschen mit geringen Lesekompetenzen angepasst wurden. Für die praktische Wirkung, d.h. die Verständlichmachung und Adressatenorientierung ist aber vielmehr entscheidend, dass ein Text seinen Zweck beim Adressaten adäquat erfüllt (Bock/Lange/Fix, 2017, 14).

4. Kommunikative und diskursive Hürden

Es unterliegt weiterhin einem Verständigungsprozess, was als leichte und einfache Sprache respektive leicht verständliche und adressatenangemessene Sprache aufzufassen ist. Begriffsannäherungen bleiben uneindeutig. Umstritten sind beispielsweise die Regellisten. Deren Grundsätze nebst konkreter Anwendung werden in der einschlägigen Forschung kritisch untersucht und unterschiedlich bewertet. In der Praxis allerdings scheint die Frage nach der Umsetzung postulierter Regeln an Bedeutung zu gewinnen. Demzufolge gilt es, im Diskurs um leichte und einfache Sprache den Austausch zwischen Forschung und Praxis, aber auch zwischen verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen zu befördern, um bestehende Verständigungsprobleme auszuräumen und gemeinsam das Projekt weiterzuentwickeln. Zum jetzigen Zeitpunkt scheinen Forschung und Praxis eher spannungsreich und miteinander konkurrierend aufeinander bezogen zu sein. Dabei ist das Ziel der Barrierefreiheit und gesellschaftlicher Teilhabe unstrittig. Aus wissenschaftlicher Perspektive wird u.a. für die linguistische Fundierung plädiert und die konkrete Umsetzung kritisiert. Wie beispielsweise ist leichte und

einfache Sprache sprachwissenschaftlich in den Blick zu nehmen, theoretisch zu untermauern und für die Praxis fruchtbar zu machen? Aus der Perspektive der Praxis wird der wissenschaftlich beanspruchte Primat der Theorie sowie die mangelnde Diskursbeteiligung der Leichte Sprache-Nutzer und Nutzerinnen mit ihren Praxiserfahrungen und subjektiven Einschätzungen beklagt (Dworski, 2017, 255f.; Bock/Lange/Fix, 2017, 16-19).

5. Religionspädagogische Anforderungen und Herausforderungen

5.1. Die Frage nach dem Umgang mit Regeln

Wie bereits ausgeführt, legt die Leichte Sprache-Praxis Wert auf die Einhaltung bestimmter Sprach- und Typografie-Regeln, die als kodifizierte Normen in einem vom Netzwerk *Leichte Sprache* entwickelten Regelwerk festgehalten sind (www.leichte-sprache.org). Für dieses sind die Grundsätze eine Form der Qualitätskontrolle. Damit wird der Anspruch formuliert, alle Textsorten und sprachlichen Varietäten durch die Anwendung eines bestimmten Sets an Regeln so modifizieren zu können, dass sich die Teilhabe-Chancen der Adressatenkreise verbessern. Dieser Anspruch stößt religionspädagogisch jedoch auf Schwierigkeiten. Die im schulischen und gemeindlichen religionspädagogischen Kontext verortete kommunikative Praxis religiöser Sprachformen (z.B. Bibeltexte, Gebete, liturgische Texte, religiöse Sachtexte, theologische Fachtexte) würden demnach nach denselben allgemeingültigen Regeln verständlich gemacht werden müssen wie beispielsweise ein Zeitungsartikel.

Der Blick auf ein konkretes Beispiel führt zu aufschlussreichen Beobachtungen. Das Büro für Leichte Sprache des Christlichen Jugenddorfwerks Deutschlands Erfurt (CJD) hat Informationen in leichter Sprache zum Thema *Christliche Feiertage rund ums Jahr* herausgegeben. Der Einleitungstext führt einerseits die bereits aufgeführten Regeln konkret vor Augen und veranschaulicht andererseits den Umgang mit diesen Grundsätzen (Wolff, o.J., 5f.).

Zum besseren Nachvollzug der Einleitungstext in einem aufbereiteten Überblick (siehe auch Abb. 1 für eine tabellarische Ansicht):

- **Wer sind die Christen?** -- Satz: direkte Frage -- Inhalt: Verallgemeinerung; „die Christen“ als eine homogene Gruppe
- Das Christentum ist eine *Religion*. -- Satzbau: kurze Sätze -- Inhalt: Religion wird als bekannt vorausgesetzt
- Christen glauben an Jesus Christus. -- Gliederung: eine Aussage pro Satz -- Inhalt: exklusiver Bezug auf *Jesus Christus*; *Christus* wird als bekannt vorausgesetzt
- Für sie ist Jesus der Sohn von Gott. -- Grammatikalische Struktur:

Präposition *von* + Dativ statt Genitiv -- Inhalt: Glaubensaussage

- Er wollte ihnen zeigen, | dass sie Gott vertrauen können. -- Gliederung: lange Sätze in zwei Zeilen -- Formatierung: linksbündig, kein Blocksatz -- Inhalt: Vertrauen auf Gott als elementare jesuanische Botschaft
- Die Geschichte von Jesus steht in der Bibel. -- Inhalt: *Bibel* wird als bekannt vorausgesetzt
- Die Bibel besteht aus zwei Teilen. -- Zahlen: Gebrauch eines Zahlwortes
- Es gibt das Neue Testament und das Alte Testament. -- Satzbau: Subjekt + Prädikat + Objekt -- Inhalt: Verzicht auf Erklärung von *Testament*
- Sie erzählen von Jesus und von Gott. -- Grammatikalische Struktur: Präsens als Tempus -- Inhalt: theologisch-narrative Besonderheit der Testamente
- Deshalb nennt man die Bibel auch: **Das Wort Gottes**. -- Grammatikalische Struktur: Aktivsätze statt Passivsätze -- Formatierung: Hervorhebung durch Fettung -- Inhalt: *das Wort Gottes* als stehender Begriff für *Bibel*
- Viele Christen gehen in die Kirche. -- Zahlen: „viel“ oder „wenig“ statt großer Zahlen -- Inhalt: mehrdeutiger Gebrauch von *in die Kirche gehen*: 1. eine Kirche betreten/besuchen; 2. zum Gottesdienst gehen
- Vor allem an Sonntagen und an Feiertagen. -- Satzbau: max. 12 Wörter je Satz -- Inhalt: Verweis auf „klassische“ Gottesdienstzeiten
- Kirchen sind oft schöne Gebäude. -- Inhalt: Kirche als bauliches Objekt
- Viele Kirchen haben einen Turm und bunte Fenster. -- Inhalt: äußere Merkmale von Kirchen
- In der Kirche wird geredet, gesungen und gebetet. -- Grammatikalische Struktur: Passivsatz statt Aktivsatz -- Inhalt: Funktion von Kirchen; umschreibende Bedeutung von *Gottesdienst feiern*
- Es gibt Christen auf der ganzen Welt. -- Inhalt: Umschreibung für globales Christentum
- Auch in Deutschland gibt es viele Christen. -- Satzbau: wichtige Informationen am Anfang -- Inhalt: lebensweltlicher Bezug
- Es gibt 2 Gruppen:
 - Evangelische Christen.
 - Katholische Christen.

Zahlen: Ziffern statt Zahlwörter -- Typografie: Aufzählungspunkte -- Inhalt: konfessionelle Unterscheidung

- Den Unterschied zwischen den 2 Gruppen | erklären wir beim Text über den Reformations-Tag. -- Typografie: übersichtliche Gestaltung langer Sätze -- Wörter: Trennung von zusammengesetzten Wörtern durch Bindestrich -- Inhalt: Verzicht auf weitere Erklärung zugunsten des sachlogischen Aufbaus des Abschnitts
- Der Text beginnt auf Seite 26. -- Wörter: Verzicht auf Abkürzungen

Das konkrete Textbeispiel dokumentiert die

abgebildet.

Fazit: Das Beispiel verdeutlicht, dass die Aufgabe, selbst einen Text in leichter oder einfacher Sprache zu verfassen, gleichermaßen herausfordernd ist. Diese bewegt sich in dem Spannungsfeld von Verständlichkeit und inhaltlicher Darstellungskomplexität. Bei der Auswahl und dem Einsatz von Unterrichtsmaterialien in leichter bzw. einfacher Sprache, aber ebenso bei selbst erstellten Leichte Sprache-Texten haben Religionslehrende je neu didaktische Entscheidungen zu treffen, indem sie die (Heterogenität ihrer) adressierten Lerngruppen, die → [Elementarisierung](#) der Inhalte sowie die kommunikative Praxis des Religionsunterrichts zu bedenken haben. Letztendlich geht es um die religionspädagogisch-theologische Kompetenz der Religionslehrenden im Umgang mit den Phänomenen leichter und einfacher Sprache. Demzufolge haben Religionslehrkräfte einerseits über die Verständlichkeit der Textangebote, andererseits über die besonderen Anforderungen religiös-theologischer Kommunikation zu befinden.

Die Anforderungsbeschreibungen (→ [Anforderungssituationen](#)) untermauern den Projektcharakter religionsdidaktischer Zugänge zu leichter und einfacher Sprache. Religionsunterrichtliche Erprobungsräume unter Beteiligung der Schüler und Schülerinnen sind deshalb gewollt und erwünscht. „Welche sprachlichen Mittel je nach Text und Kontext angemessen sind, ist immer wieder neu zu entscheiden. Letztendlich geht es bei der Erstellung von ‚Leichte Sprache‘-Texten immer um das Finden von Kompromissen in Spannungsfeldern: Wer solche Texte erstellt, muss Festlegungen treffen zwischen starker sprachlicher Umformulierung und weitgehender Beibehaltung des ursprünglichen Sprachgestus, zwischen dem Erklären und Ersetzen von Bildern und dem Setzen auf das individuelle Deuten und Erfahren von schwer zugänglichen Bildern, zwischen Unter- und Überforderung, zwischen Vermeiden und Zumuten“ (Bock, 2021, 36). Ob jede Realisierung allerdings zu einer guten und gelungenen Kommunikation beiträgt, ist nicht nur ein Thema der Praxiserprobung, sondern wäre auch als Gegenstand zukünftiger religionspädagogischer Forschung angezeigt.

5.3. Die Frage nach den Textsorten

Um einen leichteren Zugang zur Erschließung von Texten zu schaffen, werden in der Leichte Sprache-Praxis meist schriftliche Ausgangstexte angepasst bzw. neu formuliert. Im Religionsunterricht gelangen unterschiedliche Textsorten zur Anwendung (z.B. biblische, poetische und liturgische Texte, religiöse Sachtexte, theologische Fachtexte), die unterschiedliche Herausforderungen und Potenziale für leichte Sprache bergen. Die Veröffentlichung des CJD Erfurt *Christliche Feiertage rund ums Jahr* ist ein Sachtext, der grundlegend über christliche Feiertage informieren und Wissen vermitteln will und dies gut durch parataktische Satzstrukturen realisieren kann. Aber auch hier zeigt sich schon,

dass ein Zugang über maximale Einfachheit nicht genügen kann. Die Frage nach der Sach- und Adressatenangemessenheit ist gleichermaßen zu berücksichtigen.

Im schulischen und gemeindlichen religionspädagogischen Kontext ist der Umgang mit biblischen Texten nach wie vor unverzichtbar und somit der Einsatz und Gebrauch biblischer Texte in leichter Sprache plausibel und nachvollziehbar (Fuchs/Neumann, 2019). Allerdings sind die Reaktionen darauf höchst unterschiedlich. Aus Gesprächen mit Religionslehrkräften und gemeindepädagogischen Fachkräften nenne ich exemplarisch die folgenden Stellungnahmen. Einerseits: Die eigene biblische Sozialisation sowie der persönliche Umgang mit der Bibel scheinen auf den Prüfstand gestellt zu werden. Man fürchtet um den „Glanz“ der vertrauten biblischen Texte, die lebensgeschichtlich bedeutsam geworden und nicht aufgebbar sind. Theologisch wird kritisch angefragt, wie sich der Sinngehalt des Ausgangstextes verändern wird. Religionspädagogisch wird befürchtet, dass ein kontinuierlicher Einsatz solcher Texte die Entwicklung der sprachlichen Anforderungen im Fachunterricht Religion beeinträchtigt. Andererseits: Allen Schülern und Schülerinnen sollen die biblischen Texte gleichermaßen verständlich zugänglich gemacht werden. Darin spiegelt sich der Anspruch Martin Luthers (→ [Luther, Martin](#)), den er für seine Bibelübersetzung reklamiert, „dass man die Worte recht fasst und den Affekt, und fühls im Herzen“, so dass das Evangelium für alle Menschen zur frohen Botschaft werde (Stolt, 2000, 55). Monika E. Fuchs und Nils Neumann zeigen anhand dreier Beispiele auf, dass Bibeltexte in leichter Sprache gegenüber dem Ausgangstext legitime und unvermeidliche Interpretationen vornehmen, wie jede Übersetzung und jede Übertragung auch (Fuchs/Neumann, 2019, 285). Folglich haben diese in ihrer spezifischen Zielgruppe ihre prinzipielle Legitimation, aber auch ihre Grenze (Fuchs/Neumann, 2019, 278).

Es scheint Konsens darüber zu bestehen, dass narrative Texte wie die Evangelien vielfältige Möglichkeiten bieten (→ [Narratologische Analyse: Erzähltextanalyse](#)), sie für Lernende mit unterschiedlichen Sprach- und Lesekompetenzen sowie unterschiedlichem Vorwissen aufzubereiten (Bock, 2021, 35; Fuchs/Neumann, 2019, 280). „Im dezidiert auch und gerade erzähldidaktischen Anliegen einer adressatenbezogenen Kommunikation lässt sich die Distanz zwischen den Merkmalen Leichter Sprache und den biblischen Erzähltexten tendenziell offenbar leichter überbrücken, zumal diese ohnehin weniger abstrakte Gedanken und dafür eher parataktische Satzstrukturen aufweisen“ (Fuchs/Neumann, 2019, 280).

6. Religionspädagogische Perspektiven

Die exemplarisch skizzierten religionspädagogischen Anforderungen und Herausforderungen verstehen sich als Impulse, den Sensus für einen kriteriengeleiteten und reflektierten Einsatz leichter bzw. einfacher Sprache im

Religionsunterricht zu schärfen. Die Chancen und Grenzen dieser sprachlichen Varietät hinsichtlich der gesellschaftlichen Teilhabe von erwachsenen Menschen mit Lernschwierigkeiten wird gegenwärtig breit diskutiert. Wie es allerdings um die didaktische Dimension dieses Ansatzes bestellt ist, wird fachdidaktisch zu klären, mithin auch religionsdidaktisch zu reflektieren und theoretisch aufzuarbeiten sein (Riegert/Musenberg, 2017). Dann nämlich wird es um Fragen gehen, die über die Partizipations-, Lern- und Brückenfunktion leichter Sprache hinausweisen und die Möglichkeiten der fachbezogenen Bildung im (inklusiven) Religionsunterricht betreffen (→ [Inklusion](#); → [Inklusive Lehr- und Lernprozesse, religionspädagogisch](#)). Einerseits: Der Einsatz leichter und einfacher Sprache ist grundsätzlich hilfreich, um Lernbarrieren zu überwinden und abzubauen. Andererseits: (Sprachliche) → [Heterogenität](#) der Lerngruppen im Fachunterricht Religion ist eine reale Gegebenheit. Demzufolge verortet sich der Gebrauch leichter und einfacher Sprache als produktiver Umgang mit Heterogenität im größeren Kontext der religionsunterrichtlichen Sprachförderung und Sprachbildung, die sowohl auf ein Kontinuum des Sprachgebrauchs als auch auf eine fortschreitende Kompetenzentwicklung setzen (→ [Kompetenzaufbau, kumulativ/Wiederholung](#)), und allen Schülern und Schülerinnen zu Gute kommen. Dieses (fach)sprachendidaktisch fundierte Verständnis einer Praxis einfacher und leichter Sprache im Religionsunterricht wird sich wesentlich an den Voraussetzungen der jeweiligen Lerngruppe sowie den Anforderungen der jeweiligen Kommunikationssituation orientieren. In diesem Sinne ist eine solche Praxis Teil eines fortgeschriebenen religionsdidaktischen Elementarisierungsprogramms, das im Fragen nach den elementaren Zugängen auch die elementaren sprachlichen Zugänge der Schüler und Schülerinnen prominent im Blick hat. Die von Monika E. Fuchs und Nils Neumann aufgezeigte Bedeutung von Übertragungen biblischer Texte in leichte und einfache Sprache plausibilisiert diese Perspektive. Übertragungen und Übersetzungen unterstützen Lernende in ihrem Bemühen, erste verständliche Zugänge zur Bibel zu finden.

7. Forschungsperspektiven und weitere Entwicklung

Für die Religionspädagogik gilt: Das grundsätzliche Plädoyer für den Einsatz leichter Sprache in einem inklusiven Religionsunterricht ist unstrittig. In der Praxis kann mittlerweile ein interessantes Spektrum an Angeboten abgerufen werden: Eine frei verfügbare Sammlung biblischer Texte für die Grundschule und Sekundarstufe I liegt beispielsweise in drei unterschiedlich komplexen Übertragungen vor (www.diffbibel.de). Zwei- bis dreifach differenzierende Unterrichtsmaterialien für die Grundschule und Sekundarstufen (z.B. zu den Festen im Kirchenjahr) können genutzt werden (www.eduki.com). Vorhandene Praxiserfahrungen und vielfältige Praxiserprobungen werden in den einschlägigen gemeinde- und religionspädagogischen Zeitschriften dokumentiert

(z.B. Katechetische Blätter, 2017; Praxis Gemeindepädagogik, 2018).

Die religionspädagogische Forschung zum Phänomen leichter und einfacher Sprache steht allerdings noch am Anfang. Leichte und einfache Sprache avanciert zum Gegenstand verschiedener empirischer Forschungsrichtungen mit entsprechend unterschiedlichen Methoden und Fragestellungen. Am wissenschaftlichen Diskurs beteiligen sich beispielsweise die Linguistik und die Sprachdidaktik, die Sonderpädagogik, die Sozialwissenschaften, die Übersetzungswissenschaften sowie die Design- und Typografieforschung (Bock/Lange/Fix, 2017). Sich interdisziplinär an diesem Diskurs zu beteiligen, kann religionspädagogisch dazu verhelfen, leichte und einfache Sprache von komplementären Blickwinkeln aus zu beleuchten, wie Monika E. Fuchs und Nils Neumann anhand von Bibeltexten in leichter Sprache jüngst aufgezeigt haben (Fuchs/Neumann, 2019).

Der religionspädagogische Diskurs über die Bedeutung der Sprache im Fachunterricht Religion, im Rahmen dessen sich domänenspezifische Konturen eines sprachsensiblen Religionsunterrichts anbahnen, befindet sich derzeit im Aufwind. Dabei hat sich die Hinwendung zur (Fach)Sprachendidaktik als hilfreich erwiesen. Mit ihrer Aufmerksamkeit für Texte könnten in Sachen leichter und einfacher Sprache bedenkenswerte religionspädagogische Impulse für Fragen des Umgangs mit vermeintlich „schweren“ Texten religiöser und theologischer Kommunikation gewonnen werden (Fix, 2017).

Die bereits vorliegenden Ergebnisse aus Praxisprojekten in der sozialen Arbeit, in Schule und Museen (→ [Museum](#)) (Bock/Lange/Fix, 2017) sensibilisieren religionspädagogisch für die Frage nach den je unterschiedlichen Zielgruppen und Orten einer Leichte Sprache-Praxis in Schule und Gemeinde, um ein differenziertes Verständnis von adressatenangemessener guter und gelungener Kommunikation zu gewinnen. Auf dem Terrain angewandter Forschung müsste dafür allerdings der Austausch mit Praktikern und Expertinnen, die unmittelbar mit der Umsetzung von leichter Sprache betraut sind, intensiviert werden.

Alles in allem bleibt abzuwarten, wie sich das komplexe, religionspädagogisch herausfordernde Feld leichter und einfacher Sprache entwickeln wird und welche vielfältigen Wege in Theorie und Praxis in Zukunft eingeschlagen werden.

[Angaben zu Autor / Autorin finden Sie hier](#)

Empfohlene Zitierweise

Schulte, Andrea, Art. Sprache, einfache; Sprache, leichte, in: Wissenschaftlich Religionspädagogisches Lexikon im Internet (www.wirelex.de), 2022

Literaturverzeichnis

- Bock, Bettina M., Zwischen Vermeiden und Zumuten. Ein Blick auf die „Leichte Sprache“ in religiöser Kommunikation, in: *zeitzeichen* 1 (2021), 33-36.
- **Bock, Bettina M./Lange, Daisy/Fix, Ulla, Das Phänomen „Leichte Sprache“ im Spiegel aktueller Forschung – Tendenzen, Fragestellungen und Herangehensweisen**, in: Bock, Bettina M./Fix, Ulla/Lange, Daisy (Hg.), **„Leichte Sprache“ im Spiegel theoretischer und angewandter Forschung**, Berlin 2017, 11-31.
- Dworski, Anja, Leichte Sprache. Vielfalt als gesellschaftliche Realität anerkennen, in: *Katechetische Blätter (KatBl)* 4 (2017), 253-256.
- **Fix, Ulla, „Schwere“ Texte in „Leichter Sprache“. Voraussetzungen, Möglichkeiten und Grenzen (?) aus textlinguistischer Sicht**, in: Bock, Bettina M./Fix, Ulla/Lange, Daisy (Hg.), **„Leichte Sprache“ im Spiegel theoretischer und angewandter Forschung**, Berlin 2017, 163-188.
- **Fuchs, Monika E./Neumann, Nils, Bibeltexte in leichter Sprache zwischen Unterkomplexität und Exklusivität**, in: *Zeitschrift für Pädagogik und Theologie* 3 (2019), 272-286.
- Gidion, Anne/Arnold, Jochen/Martinsen, Raute (Hg.), *Leicht gesagt! Biblische Lesungen und Gebete zum Kirchenjahr in Leichter Sprache*, Hannover 2017.
- *Katechetische Blätter*, Themenheft „Leichte Sprache“, 4 (2017).
- Katholisches Bibelwerk (Hg.), *Bibel in Leichter Sprache. Evangelien der Sonn- und Festtage im Lesejahr C*, Stuttgart 2018.
- **Neukirch, Birgitt, Bibeltexte in leichter oder einfacher Sprache – eine Anleitung**, in: *rpi-Impulse. Beiträge zur Religionspädagogik aus EKKW und EKHN*, 1 (2020), 24f.
- *Praxis Gemeindepädagogik. Zeitschrift für evangelische Bildungsarbeit*, Themenheft „Sprache“, 1 (2018).
- Riegert, Judith/Musenber, Oliver, Zur didaktischen Bedeutung Leichter Sprache im inklusiven Unterricht, in: Bock, Bettina M./Fix, Ulla/Lange, Daisy (Hg.), **„Leichte Sprache“ im Spiegel theoretischer und angewandter Forschung**, Berlin 2017, 387-399.
- *Relpod – der religionspädagogische Podcast des RPI der EKKW und EKHN*. Nr. 06, Einfache Sprache 08.05.2020. Online unter: www.anchor.fm/relpod, abgerufen am 24.06.2021.
- Stolt, Birgit, *Martin Luthers „Rhetorik des Herzens“*, Tübingen 2000.
- Wolff, Patrick/Büro für Leichte Sprache vom CJD Erfurt, *Christliche Feiertage rund ums Jahr*. Informationen in *Leichter Sprache*, Erfurt o.J.

Abbildungsverzeichnis

- Abb. 1 Textbeispiel für geläufige Aspekte für Texte in leichter Sprache © Andrea Schulte

Impressum

Hauptherausgeberinnen:

Prof. Dr. Mirjam Zimmermann (Universität Siegen)

Prof. Dr. Heike Lindner (Universität Köln)

„WiReLex“ ist ein Projekt der Deutschen Bibelgesellschaft

Deutsche Bibelgesellschaft

Balinger Straße 31 A

70567 Stuttgart

Deutschland

www.bibelwissenschaft.de



Netzwerk
Leichte Sprache



Die Regeln für Leichte Sprache

vom **Netzwerk**
Leichte Sprache





Inhalt

Die Regeln für Leichte Sprache		Seite 4
Die Arbeit an den Regeln		Seite 8
Wörter	Regeln W1-W12	Seite 11
Zahlen und Zeichen	Regeln Z1-Z9	Seite 21
Sätze	Regeln S1-S4	Seite 29
Texte	Regeln T1-T4	Seite 41
Gestaltung und Bilder	Regeln G1-G17	Seite 41
Prüfen	Regel P1	Seite 61
Für die Prüfer und Prüferinnen		Seite 63
Wer hat die Regeln gemacht?		Seite 68

Die Regeln für Leichte Sprache

Leichte Sprache ist wichtig

Viele Menschen verstehen schwere Sprache nicht.

Das ist zum Beispiel schwere Sprache:

- Fremdwörter
- Fachwörter
- Lange Sätze

Darum gibt es **Leichte Sprache**.

Leichte Sprache verstehen alle besser.

Leichte Sprache hilft vielen Menschen.

Zum Beispiel:

- Menschen mit Lern-Schwierigkeiten
- Menschen mit der Krankheit Demenz
- Menschen, die nicht so gut Deutsch sprechen
- Menschen, die nicht so gut lesen können

Viele Menschen wissen nicht genau: Was ist Leichte Sprache?

Sie müssen erst lernen:

- Wie schreibt man in Leichter Sprache?
- Wie spricht man in Leichter Sprache?

Leichte Sprache sieht einfach aus.

Aber Schreiben oder Sprechen in Leichter Sprache
ist oft ganz schön schwer.

Man muss auf viele Regeln achten.

Üben Sie Leichte Sprache.

Immer wieder.

Und wieder.

Es ist viel Arbeit.

Aber es lohnt sich.

Hier stehen die Regeln für Leichte Sprache. Und Tipps zum Prüfen von Texten.

Prüfen ist für Leichte Sprache sehr wichtig.

Prüfen gehört zur Leichten Sprache.

Das Prüfen machen Menschen mit Lern-Schwierigkeiten.

Nur sie können sagen, ob ein Text leicht genug ist.

Darauf müssen Sie bei der Leichten Sprache achten:

Wörter

Zahlen und Zeichen

Sätze

Texte

Gestaltung und Bilder

Prüfen

An diesen Regeln haben viele Menschen gearbeitet.

Sie alle machen mit beim **Netzwerk Leichte Sprache**.

Das Netzwerk Leichte Sprache

Das Netzwerk Leichte Sprache gibt es seit 2006.
2013 ist es ein Verein geworden.

Seitdem haben wir viel gemacht.

Zum Beispiel:

- Ein Buch
- Die Ausbildung für Prüfer als Fachkraft

Das Netzwerk arbeitet inklusiv.

Das bedeutet:

Menschen mit und ohne Lernbehinderungen
arbeiten zusammen.

Das Netzwerk hat Ziele:

- Stärkung von Menschen mit Lernbehinderungen
- Mehr Gleich-Berechtigung
- Aktive Teilhabe
- Angebote in Leichter Sprache
- Qualität bei Leichter Sprache

Netzwerk
Leichte Sprache

Die Arbeit an den Regeln

Das Netzwerk Leichte Sprache arbeitet weiter an den Regeln. Darum gibt es im Netzwerk die Arbeits-Gruppe Regeln. Die AG Regeln schreibt manche Regeln neu auf. Außerdem gibt es mehr Beispiele zu den Regeln. Ihre Arbeit stellt sie im Netzwerk vor. Zusammen mit dem ganzen Netzwerk Leichte Sprache wird über die neuen Regeln entschieden.

Die Regeln sollen in Leichter Sprache sein.

Die Regeln werden gemeinsam geschrieben. Von:

- Prüfer und Prüferinnen
- Übersetzer und Übersetzerinnen

Die Prüfer und Prüferinnen lernen in Schulungen:

- So geht Leichte Sprache.
- Das sind die Regeln für Leichte Sprache.
- So arbeiten Übersetzer und Übersetzerinnen.

Aber: In den Regeln steht nur das Wichtigste.

Manchmal müssen Übersetzer und Übersetzerinnen noch mehr wissen.

Deshalb sollen auch sie die Schulung machen:

Übersetzen in Leichte Sprache

In den Regeln kommen Fachwörter vor.

Zum Beispiel: Verb, Genitiv und Konjunktiv.

Die Fachwörter sind wichtig:

- für die Übersetzer und Übersetzerinnen
- und für die Prüfer und Prüferinnen.

Die Prüfer und Prüferinnen lernen
die Fachwörter in Schulungen.

Deshalb dürfen die Fachwörter in den Regeln bleiben.

In den Regeln kommt oft das Wort vermeiden vor.

Es hat diese Bedeutung:

Das soll man möglichst nicht machen.

Zuerst wird überlegt: Gibt es eine andere Lösung?

Wenn nicht:

Dann dürfen wir es trotzdem machen.

Aber dazu fragen wir immer die Prüfer und Prüferinnen.

Die Regeln vom Netzwerk sind Regeln aus der Praxis.

Das Netzwerk schaut aber auch auf die Forschung.

Mittlerweile forschen einige Menschen zur Leichten Sprache.

Die Ergebnisse der Forschung werden im Netzwerk
ernst genommen und besprochen.

Das Netzwerk braucht auch neue Regeln.
Zum Beispiel für das Prüfen von Web-Seiten.

Das Netzwerk arbeitet mit an der:

- DIN SPEC Leichte Sprache vom DIN e.V.
und dem Bundesministerium für Arbeit und Soziales
- Handreichung Leichte Sprache in digitalen Anwendungen
von der Überwachungsstelle des Bundes für
Barrierefreiheit in der Informationstechnik

DIN PEC Leichte Sprache bedeutet:
Experten und Expertinnen für Leichte Sprache schreiben
eine Empfehlung für Leichte Sprache.
Die Empfehlung ist für Menschen,
die Texte in Leichter Sprache schreiben.
Sie ist für Leichte Sprache auf Papier und am PC.

Handreichung für Leichte Sprache
in digitalen Anwendungen bedeutet:
Experten und Expertinnen schreiben eine Anleitung.
Sie ist für Leichte Sprache am PC.
Die Anleitung ist für Web-Seiten.
Die Web-Seiten sind von öffentlichen Stellen.
Das kann zum Beispiel ein Ministerium sein.
Die Anleitung ist für Prüfer und Prüferinnen.
Und sie ist für Übersetzer und Übersetzerinnen.

Wörter

Regeln
W1 bis
W12



W1. Benutzen Sie einfache Wörter.

Beispiel

Schlecht: genehmigen

Gut: erlauben

W2. Benutzen Sie Wörter, die etwas genau beschreiben.

Beispiel

Schlecht: Öffentlicher Nahverkehr

Gut: Bus und Bahn

W3. Benutzen Sie bekannte Wörter. Verzichten Sie auf Fachwörter und Fremdwörter.

Beispiel

Schlecht: Workshop

Gut: Arbeits-Gruppe

Erklären Sie schwere Wörter.

Kündigen Sie schwere Wörter an.

Sie können am Ende vom Text ein Wörterbuch machen.

Beispiel

Gut: Herr Meier hatte einen schweren Unfall.
Jetzt lernt er einen anderen Beruf.
Das schwere Wort dafür ist:
berufliche Rehabilitation.

W4. Benutzen Sie immer die gleichen Wörter für die gleichen Dinge.

Zum Beispiel:

Sie schreiben über ein Medikament.

Benutzen Sie immer ein Wort. Zum Beispiel: **Tablette**.

Wechseln Sie nicht zwischen **Tablette** und **Pille**.

W5. Benutzen Sie kurze Wörter.

Beispiel

Schlecht: Omnibus

Gut: Bus

Wenn das nicht geht:

Trennen Sie lange Wörter mit einem Bindestrich.

Dann kann man die Wörter besser lesen.

Beispiel

Schlecht: Bundesgleichstellungsgesetz

Gut: Bundes-Gleichstellungs-Gesetz

W6. Verzichten Sie auf Abkürzungen.

Beispiel

Schlecht: d. h.

Gut: das heißt

Es gibt aber Ausnahmen:

Manche Abkürzungen sind sehr bekannt.

Zum Beispiel:

- WC
- LKW
- Dr.
- ICE

Fragen Sie Ihre Prüfer und Prüferinnen.

W7. Benutzen Sie Verben.

Verben sind Tu-Wörter.

Vermeiden Sie Haupt-Wörter.

Beispiel

Schlecht: Morgen ist die Wahl zum Heim-Beirat.

Gut: Morgen wählen wir den Heim-Beirat.

W8. Benutzen Sie aktive Wörter.

Beispiel

Schlecht: Morgen wird der Heim-Beirat gewählt.

Gut: Morgen wählen wir den Heim-Beirat.

W9. Vermeiden Sie den Genitiv.

Den Genitiv erkennt man oft an dem Wort: **des**.

Benutzen Sie lieber die Wörter:

von, von dem oder **vom**.

Beispiel

Schlecht: Das Haus des Lehrers.
Des Lehrers Haus.

Gut: Das Haus von dem Lehrer.
Das Haus vom Lehrer.

W10. Vermeiden Sie den Konjunktiv.

Den Konjunktiv erkennt man an diesen Wörtern:

hätte, könnte, müsste, sollte, wäre, würde.

Beispiel

Schlecht: Morgen könnte es regnen.

Gut: Morgen regnet es vielleicht.



W11. Benutzen Sie möglichst eine positive Sprache.

Positive Sprache ist zum Beispiel: Peter steht.
Negative Sprache ist zum Beispiel: Peter sitzt nicht.
Negative Sprache erkennt man oft am Wort: nicht.

Beispiel

Schlecht: Reg Dich nicht auf.

Gut: Bleib ruhig.

Beispiel

Schlecht: Der Schlüssel ist nirgendwo.

Gut: Der Schlüssel ist weg.

Beispiel

Schlecht: Das war nicht schlecht.

Gut: Das war gut.

Aber manchmal braucht man negative Sprache.

Dann benutzen Sie möglichst diese Wörter:

- nein
- nicht
- nichts
- nie
- kein
- keine
- keiner

Man übersieht diese Wörter leicht.

Schreiben Sie deshalb diese Wörter **fett**.

Besprechen Sie das mit den Prüfern und Prüferinnen:

Kann man den negativen Satz verstehen?

Beispiel

Schlecht: Heute regnet es nicht.

Gut: Heute regnet es **nicht**.

Beispiel

Schlecht: Der Brief ist unklar.

Gut: Der Brief ist **unklar**.

W12. Vermeiden Sie Redewendungen und bildliche Sprache.

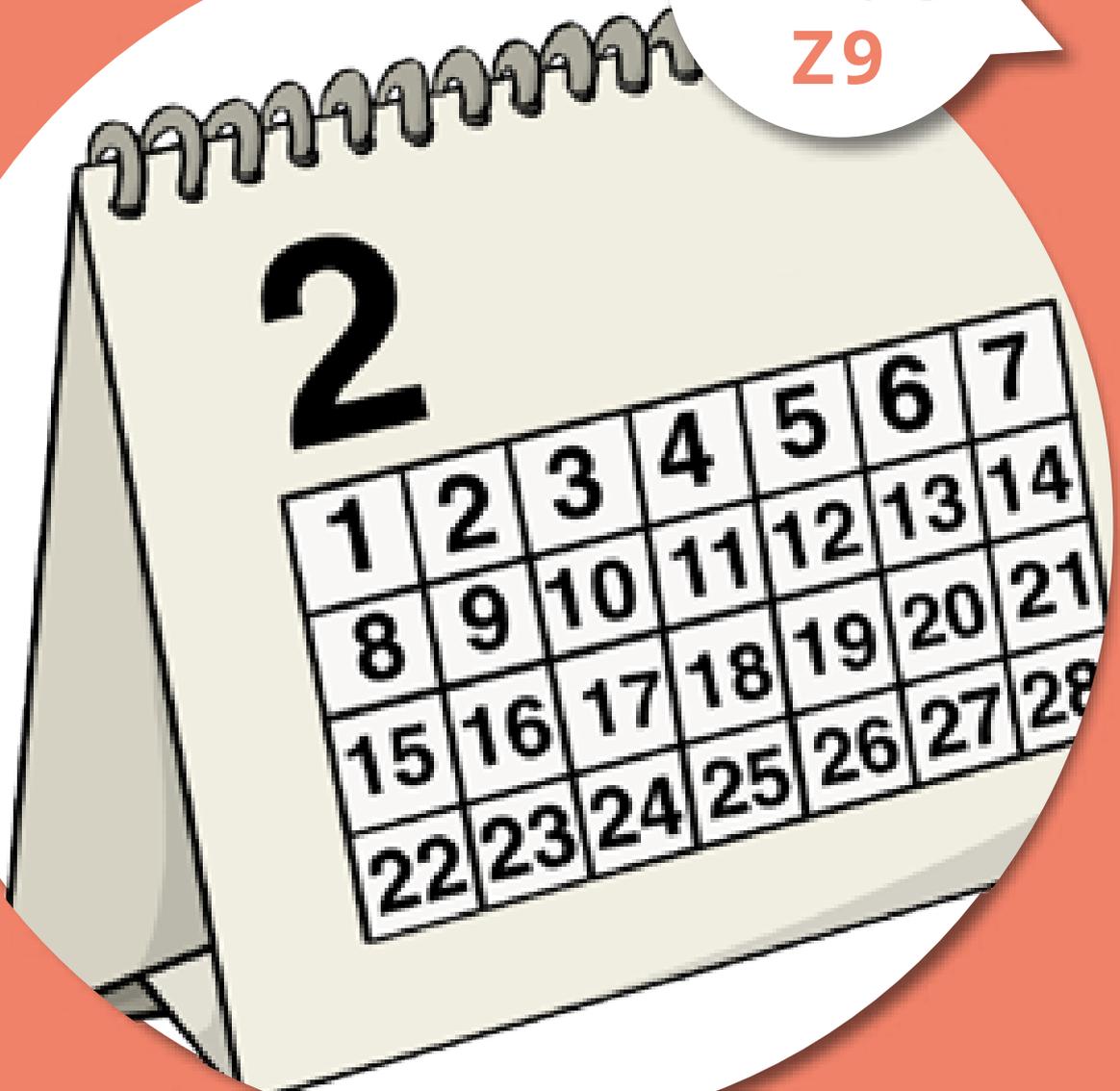
Viele Menschen verstehen das falsch.
Sie verstehen diese Sprache wörtlich.

Zum Beispiel:

Das Wort **Raben-Eltern** ist bildliche Sprache.
Raben-Eltern sind nicht die Eltern von Raben-Küken.
Mit Raben-Eltern meint man: schlechte Eltern.

Zahlen und Zeichen

Regeln
Z1 bis
Z9



Z1. Schreiben Sie Zahlen so, wie die meisten Menschen sie kennen.

Beispiel

Schlecht: römische Zahlen. Zum Beispiel: **IX**

Gut: arabische Zahlen. Zum Beispiel: **9**

Z2. Vermeiden Sie alte Jahres-Zahlen.

Beispiel

Schlecht: 1867

Gut: Vor langer Zeit.
Oder: Vor mehr als 100 Jahren.

Z3. Vermeiden Sie hohe Zahlen und Prozent-Zahlen.

Benutzen Sie Vergleiche oder ungenaue Angaben.

Beispiel

Schlecht: 14.795 Menschen

Gut: Viele Menschen

Wenn es genauer sein soll, schreiben Sie dazu:
Fast 15 Tausend Menschen.

Beispiel

Schlecht: 14%

Gut: Einige **oder** wenige

Z4. Wie sollen Sie Zahlen schreiben?

Meistens sind Ziffern leichter als Worte.

Beispiel

Schlecht: Fünf Frauen

Gut: 5 Frauen

Bei manchen Zahlen:

Fragen Sie die Prüfer und Prüferinnen.

Zum Beispiel:

- Erstens **oder** 1.
- Ein **oder** 1

Z5. Wie sollen Sie ein Datum schreiben? Fragen Sie die Prüfer und Prüferinnen.

Beispiel

Schlecht: 03.03.12

Gut: 3. März 2012

oder

3.3.2012

Z6. Wie sollen Sie Uhr-Zeiten schreiben? Fragen Sie die Prüfer und Prüferinnen.

Zum Beispiel:

- 11:00 Uhr
- 11 Uhr
- 11.00 Uhr

- 11:45 Uhr
- 11 Uhr 45
- 11.45 Uhr

- 6 Uhr abends
- 18:00 Uhr
- 18.00 Uhr

Z7. Wie sollen Sie Zeit-Angaben schreiben? Fragen Sie die Prüfer und Prüferinnen.

Zum Beispiel:

- Am Ende vom Monat
- Am 31. Dezember
- Zum Monats-Ende

Z8. Schreiben Sie Telefon-Nummern mit Leerzeichen.

Beispiel

Schlecht: Tel.: (05544) 332211

05544 / 332211

Gut: Telefon: 0 55 44 33 22 11

0 55 44 - 33 22 11

Z9. Vermeiden Sie Sonder-Zeichen.

Beispiel

Schlecht:	„“	Anführungs-Striche
	%	Prozent
	...	Punkt Punkt Punkt
	;	Strich-Punkt
	&	Und
	()	Klammern
	§	Paragraf

Wenn Sie ein Sonder-Zeichen benutzen müssen:
Dann erklären Sie das Zeichen.

Beispiel

Gut: Ein Paragraf ist ein Teil in einem Gesetz.
Das Zeichen für Paragraf ist: §
Jeder Paragraf hat eine Nummer.

Sie können auch das Wort und das Zeichen schreiben:

Zum Beispiel:

Paragraf §1

Sätze

Sätze

Sie dürfen Dinge erklären.

Sie dürfen Hinweise geben.

Geben Sie Beispiele.

Sie dürfen etwas weglassen.

**Regeln
S1 bis
S4**



S1. Benutzen Sie kurze Sätze.

Machen Sie in jedem Satz nur eine Aussage.

Beispiel

Schlecht: Ich habe meinem guten Freund Leo ein Buch über die Geschichte von Berlin geliehen.

Gut: Leo ist ein guter Freund von mir.
Ich habe ihm ein Buch geliehen.
Das Buch ist über die Geschichte von Berlin.

Beispiel

Schlecht: Das Buch, das auf dem Tisch liegt, habe ich schon gelesen.

Gut: Auf dem Tisch liegt ein Buch.
Ich habe das Buch schon gelesen.



S2. Benutzen Sie einen einfachen Satzbau.

Schreiben Sie die Wörter in dieser Reihenfolge:

- Erst steht:
Wer macht etwas?
- Dann steht:
Was **macht** die Person?

Beispiel

Schlecht: Die Rechnung bezahlt Frau Weber.

Gut: Frau Weber bezahlt die Rechnung.



S3. Sie dürfen verkürzte Sätze benutzen.

Verkürzt heißt:

Der Satz muss **nicht** vollständig sein.

Der Satz darf mit diesen Wörtern anfangen:

- Oder
- Und
- Aber

Beispiel

Oder

Schlecht:

Wollen Sie nach Berlin
oder nach Hamburg fahren?

Gut:

Wollen Sie nach Berlin fahren?
Oder nach Hamburg?

Beispiel Und

Schlecht: Menschen mit Behinderung wollen mitreden und mitbestimmen.

Gut: Menschen mit Behinderung wollen mitreden.
Und mitbestimmen.

Beispiel Aber

Schlecht: Ali war müde vom Sport, aber auch glücklich.

Gut: Ali war müde vom Sport.
Aber glücklich.



S4. Trennen Sie lange Sätze.

Vermeiden Sie Neben-Sätze.

Benutzen Sie besser mehrere Haupt-Sätze.

Wie erkenne ich einen Neben-Satz?

1. Neben-Sätze erkennen Sie an einem **Komma**.

Das ist ein Komma: ,

2. Neben-Sätze erkennen Sie oft an diesen Wörtern:

- damit
- obwohl
- weil
- dass
- ob
- wenn
- falls
- als
- während
- bevor
- nachdem
- sobald
- solange
- so dass

Wir haben einige Beispiele aufgeschrieben.

Beispiel für damit-Sätze

Schlecht: Wir gehen heute früh ins Bett,
damit wir morgen ausgeschlafen sind.

Gut: Wir wollen morgen ausgeschlafen sein.
Deshalb gehen wir heute früh ins Bett.

Beispiel für obwohl-Sätze

Schlecht: Ich mache einen Spaziergang,
obwohl es regnet.

Gut: Es regnet.
Ich mache trotzdem einen Spaziergang.

Beispiel für weil-Sätze

Schlecht: Die Suppe schmeckt schlecht,
weil in der Suppe zu viel Salz ist.

Gut: In der Suppe ist zu viel Salz.
Deshalb schmeckt die Suppe schlecht.

Beispiel für Sätze mit **so dass**

Schlecht: Tobias hat so lange geschlafen,
dass er zu spät bei der Arbeit war.

Gut: Tobias hat sehr lange geschlafen.
Deshalb war er zu spät bei der Arbeit.

Beispiel für Zeit-Sätze mit **während**

Schlecht: Während wir den Film sahen,
haben wir Popcorn gegessen.

Gut: Wir haben den Film gesehen.
Dabei haben wir Popcorn gegessen.

Beispiel für Zeit-Sätze mit bevor

Schlecht: Sie müssen diese Medizin nehmen,
bevor Sie etwas essen.

Gut: Nehmen Sie erst die Medizin.
Dann essen Sie etwas.

Beispiel für Zeit-Sätze mit nachdem

Schlecht: Ich gehe ins Kino,
nachdem ich die Küche aufgeräumt habe.

Gut: Ich räume die Küche auf.
Danach gehe ich ins Kino.

Beispiele für Sätze mit wenn:

Es gibt 2 Arten von wenn-Sätzen.

Die erste Art

Bei der ersten Art geht es darum:

Die Sachen passieren **vielleicht**.

Beispiele für die erste Art:

Beispiel für Sätze mit der Bedeutung **vielleicht**

Schlecht: Wenn Sie ins Theater gehen möchten,
dann müssen Sie Karten kaufen.

Gut: Möchten Sie ins Theater gehen?
Dann müssen Sie Karten kaufen.

Beispiel für Sätze mit der Bedeutung **vielleicht**

Schlecht: Wenn morgen die Sonne scheint,
geht Klara ins Freibad.

Gut: Vielleicht scheint morgen die Sonne.
Dann geht Klara ins Freibad..

Bei der zweiten Art

Bei der zweiten Art geht es darum:

Die Sachen passieren **auf jeden Fall**.

Beispiel für die zweite Art:

Wenn ich erwachsen bin,
dann möchte ich im Zoo arbeiten.

Beispiel für Sätze mit der Bedeutung **auf jeden Fall**

Schlecht:	Vielleicht bin ich erwachsen. Dann möchte ich im Zoo arbeiten.
Auch schlecht:	Bin ich erwachsen? Dann möchte ich im Zoo arbeiten.
Gut:	Ich möchte später im Zoo arbeiten. Dafür muss ich erst erwachsen sein.

Oder Sie können einen Wenn-Satz benutzen:

Wenn ich erwachsen bin,
dann möchte ich im Zoo arbeiten.

Fragen Sie die Prüfer und Prüferinnen.

Manchmal müssen Sie die Sätze auch ganz anders schreiben.

Beispiel

Schlecht: Wenn Sie mir sagen,
was Sie wünschen,
kann ich Ihnen helfen.

Gut: Ich kann Ihnen helfen.
Bitte sagen Sie mir:
Was wünschen Sie?

Texte

Die Regeln für Leichte Sprache

Leichte Sprache ist wichtig

Viele Menschen verstehen schwere Sprache nicht. Das ist zum Beispiel schwere Sprache:

- Fremd-Wörter
- Fach-Wörter
- Lange Sätze

Darum gibt es Leichte Sprache. Leichte Sprache verstehen alle besser.

Leichte Sprache hilft vielen Menschen.

Zum Beispiel:

- Menschen mit Lern-Schwierigkeiten
- Menschen mit der Krankheit Demenz
- Menschen, die nicht so gut Deutsch sprechen
- Menschen, die nicht so gut lesen können

Regeln
T1 bis
T4

T1. Sprechen Sie die Leser und Leserinnen persönlich an.

Beispiel

Schlecht: Morgen ist die Wahl.

Gut: Sie dürfen morgen wählen.

Benutzen Sie die Anrede Sie.

Wann geht die Anrede **Du**?

- Bei Kindern
- Oder Sie kennen die Leser und Leserinnen.
Und Sie duzen diese Person auch sonst.

Vielleicht benutzen Sie die **weibliche** und **männliche** Form.

Dann schreiben Sie immer zuerst die männliche Form.

So kann man es leichter lesen.

Beispiel

Schlecht: Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

Gut: Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen

T2. Vermeiden Sie Fragen im Text.

Manche Menschen fühlen sich dadurch belehrt.

Manche Menschen denken:

Sie müssen darauf antworten.

Aber: Fragen als Überschrift sind manchmal gut.

T3. Schreiben Sie alles zusammen, was zusammen gehört.

Vermeiden Sie Verweise.

Verweisen Sie nicht auf andere Stellen im Text.

Verweisen Sie nicht auf andere Texte.

Das schwere Wort dafür heißt: **Quer-Verweis**.

Wenn Sie doch einen Verweis machen:

- Heben Sie ihn gut hervor.
- Erklären Sie ihn genau.

Beispiel

Schlecht: (siehe: Heft 3)

Gut: In Heft 3 steht mehr dazu.

T4. Sie dürfen einen Text beim Schreiben in Leichter Sprache verändern.

Inhalt und Sinn müssen aber stimmen.

Zum Beispiel:

- Sie dürfen Dinge erklären.
Dann versteht man sie besser.
- Sie dürfen Hinweise geben.
- Sie dürfen Beispiele schreiben.
- Sie dürfen die Reihenfolge ändern.
- Sie dürfen das Aussehen ändern.
- Sie dürfen Teile vom Text weg lassen, wenn diese Teile nicht wichtig sind.

Achtung: Wer darf entscheiden, was wichtig ist?
Reden Sie mit den Prüfern und Prüferinnen.

Gestaltung und Bilder

**Regeln
G1 bis
G17**



G1. Benutzen Sie eine einfache Schrift.

Die Schrift muss gerade sein.

Beispiel

Schlecht:

Times New Roman

Arial Kursiv

Courier

Lucida Handwriting

Gut:

Calibri

Myriad Pro

Open Sans

Verdana

Benutzen Sie am besten nur eine Schriftart.
Zu viele Schriftarten verwirren.

G2. Benutzen Sie eine große Schrift.

Wenn Sie zum Beispiel die Schriftart Open Sans nehmen:
Benutzen Sie die Schriftgröße 14 oder größer.

Beispiel

Gut:

Dieser Satz hat Schriftgröße 14.

Dieser Satz hat Schriftgröße 16.

Dieser Satz hat Schriftgröße 18.

Manche Schriftarten sind sehr klein.

Dann müssen Sie eine größere Schriftgröße nehmen.

G3. Lassen Sie genug Abstand zwischen den Zeilen.

Beispiel

Schlecht: Dieser Satz hat einen Zeilen-Abstand von 1.
Man sagt auch: Einfacher Zeilen-Abstand.
Das ist sehr eng.

Gut: Dieser Satz hat einen Zeilen-Abstand von 1,5.
Man sagt auch: 1,5-facher Zeilen-Abstand.
Das ist besser.

G4. Schreiben Sie immer links-bündig.

Schreiben Sie nicht Blocksatz.

Schreiben Sie nicht rechts-bündig.

Schreiben Sie nicht zentriert.

Ausnahme:

Die Überschrift darf vielleicht in der Mitte stehen.

Beispiel

Schlecht:

Dieser Text ist ein Beispiel für **Blocksatz**. Das bedeutet: auf der linken Seite und auf der rechten Seite ist der Rand gerade. Viele Menschen können Blocksatz schwer lesen.

Dieser Text ist ein Beispiel für **rechts-bündig**. Das bedeutet: auf der rechten Seite ist der Rand gerade. Viele Menschen können rechts-bündig schwer lesen.

Dieser Text ist ein Beispiel für **zentriert**.
Das bedeutet:
Der Text steht immer in der Mitte.
Viele Menschen können zentriert schwer lesen.

G5. Schreiben Sie jeden neuen Satz in eine neue Zeile.

Beispiel

Schlecht: Das Spiel ist ab 18.00 Uhr und geht bis
22.00 Uhr. Die Halle öffnet um 16.00 Uhr.

Gut: Die Halle öffnet um 16.00 Uhr.
Das Spiel ist ab 18.00 Uhr.
Es geht bis 22.00 Uhr.

G6. Trennen Sie keine Wörter am Ende einer Zeile.

Beispiel

Schlecht: Der letzte Urlaub auf Mallorca war ein Er-
lebnis.

Gut: Der letzte Urlaub auf Mallorca
war ein Erlebnis.

G7. Schreiben Sie alle Wörter in eine Zeile, die vom Sinn her zusammen gehören.

Beispiel

Schlecht: Wir sagen: Leichte Sprache ist für alle gut.

Gut: Wir sagen:
Leichte Sprache ist für alle gut.

G8. Lassen Sie den Satz zusammen.

Manchmal ist die Seite voll.

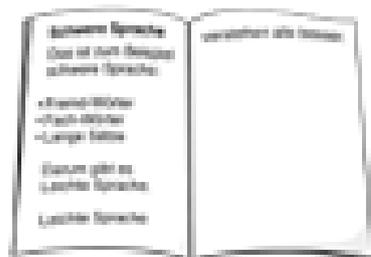
Der Satz ist aber noch nicht zu Ende.

Schreiben Sie den ganzen Satz auf die nächste Seite.

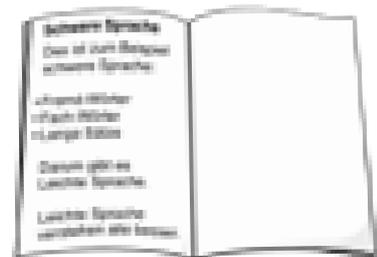
Noch besser: **Lassen Sie den Absatz zusammen.**

Beispiel

Schlecht:



Gut:



G9. Machen Sie viele Absätze und Überschriften.

Beispiel

Schlecht: Im Winter fällt Schnee.
Und es ist kalt.
Im Sommer scheint die Sonne.
Dann ist es wärmer.

Gut: Winter:
Im Winter fällt Schnee.
Und es ist kalt.
Sommer:
Im Sommer scheint die Sonne.
Dann ist es wärmer.

G 10. Schreiben Sie eine Adresse so wie auf einem Brief.

So kann man die Adresse besser verstehen.
Und abschreiben.

Beispiel

Schlecht: Frau Tanja Muster, Alte Mustergasse
10, 12345 Musterstadt, Musterland

Gut: Frau
Tanja Muster
Alte Mustergasse 10
12345 Musterstadt
Musterland

G11. Heben Sie wichtige Dinge hervor.

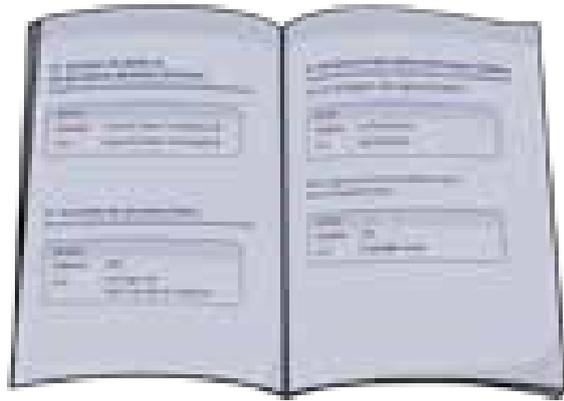
Beispiel

- Schlecht:**
- NUR GROßE BUCHSTABEN
 - *Kursive* oder *schräg gestellte* Schrift
 - Größerer Zeichen-Abstand
- Gut:**
- Setzen Sie Aufzählungs-Punkte.
 - Machen Sie ein **Wort fett**.
 - Nehmen Sie eine andere **dunkle Schrift-Farbe**.
 - Hinterlegen Sie den Text mit einer hellen Farbe.
 - Aber man soll die Schrift trotzdem gut lesen können.
 - Auch nach dem Kopieren.
 - Machen Sie um einen Satz einen Rahmen.
 - Unterstreichen Sie so wenig wie möglich.

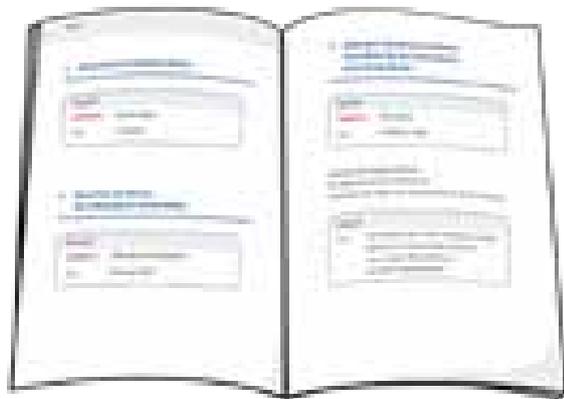
G12. Benutzen Sie dunkle Schrift. Und helles Papier.

Beispiel

Schlecht:



Gut:



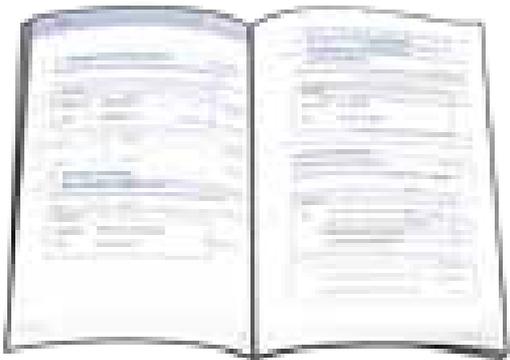
G13. Benutzen Sie dickes Papier.

Nehmen Sie Papier mit der Stärke von 80 Gramm oder mehr.
Das Papier darf nicht dünner sein.

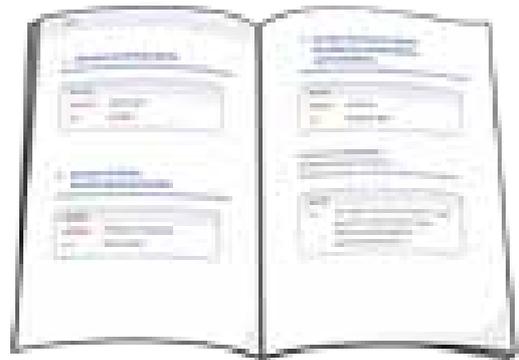
Bei dünnem Papier kann die Schrift durchscheinen.

Beispiel

Schlecht:



Gut:



G 14. Nehmen Sie mattes Papier.

Glänzendes Papier spiegelt.

Dann kann man den Text schlechter lesen.

Beispiel

Schlecht:



Gut:



G 15. Benutzen Sie Bilder.

Bilder helfen Texte zu verstehen.
Die Bilder müssen zum Text passen.

Beispiel

Schlecht:



Die Kinder tanzen zur Musik.

Gut:



Die Kinder tanzen zur Musik.

Die Prüfer und Prüferinnen entscheiden:

- Sind die Bilder gut?
- Passen die Bilder zum Text?

G 16. Benutzen Sie scharfe und klare Bilder.

Man muss die Bilder gut erkennen.
Zum Beispiel nach dem Kopieren.

Beispiel

Schlecht:



Gut:



G17. Benutzen Sie Bilder nicht als Hintergrund.

Dann kann man den Text schlecht lesen.

Beispiel

Schlecht:



Prüfen

**Regel
P1**



P1. Lassen Sie den Text immer prüfen.

Ist der Text für Menschen mit Lern-Schwierigkeiten?
Dann lassen Sie den Text von diesen Menschen prüfen.

Menschen mit Lern-Schwierigkeiten sind Fach-Leute.
Das sind die Prüfer und Prüferinnen für Leichte Sprache.

**Nur sie können Ihnen wirklich sagen:
Das kann ich gut verstehen.**

Verstehen die Prüfer und Prüferinnen den Text?
Dann ist der Text gut.



Verstehen die Prüfer und Prüferinnen etwas nicht?
Dann ist der Text nicht gut.



Dann müssen Sie den Text noch mal ändern.

Für Prüfer und Prüferinnen von Leichter Sprache



Seien Sie mutig.

Wenn Sie etwas nicht verstehen,
dann sind Sie **nicht** dumm.

Wenn Sie etwas nicht verstehen,
dann ist der Text **nicht** gut.

Denn darum geht es beim Prüfen:

Sagen Sie alles, was schwer für Sie ist.



Sie dürfen eine Vorlese-Hilfe benutzen.

Vielleicht können Sie nicht lesen.

Aber Sie können gut zuhören.

Dann können Sie den Text trotzdem prüfen.

Beispiel

Gut:

Lassen Sie sich den Text vorlesen.

Lassen Sie sich den Text aufnehmen.

Benutzen Sie am Computer
ein Vorlese-Programm.



**Zeigen Sie oder sagen Sie:
Das haben Sie verstanden.
Das haben Sie nicht verstanden.**

Beispiel

Gut:

Benutzen Sie farbige Klebe-Punkte.
Kleben Sie die Punkte neben den Text.
Oder benutzen Sie farbige Stifte.



Rot heißt:

Sie haben diesen Satz nicht verstanden.



Grün heißt:

Dieser Satz ist gut.

Oder:

Malen Sie ein Gesicht dazu.



Lachendes Gesicht heißt: gut.



Trauriges Gesicht heißt: schlecht.

Antworten Sie auf Fragen zum Text.



Jemand fragt Sie etwas über den Text.
Sie können auf die Fragen antworten:
Dann ist der Text gut.



Sie können die Fragen nicht beantworten:
Dann ist der Text zu schwer.



Wer hat die Regeln gemacht?

Die Regeln sind vom Netzwerk Leichte Sprache.



Netzwerk Leichte Sprache e.V.

Leuschnerdamm 19

10999 Berlin

Telefon: 030 695 64 80 20

E-Mail: info@leichte-sprache.org

Internet: www.leichte-sprache.org

Von wem sind die Bilder?

Alle Bilder sind von Inga Kramer.
E-Mail: mail@ingakramer.de
Internet: www.ingakramer.de



Wer hat das Heft gestaltet?

Ina Beyer hat das Heft gestaltet.
E-Mail: mail@inabeyer-3in1.de



Neuaufgabe 2022



Netzwerk
Leichte Sprache



Netzwerk Leichte Sprache e.V.
Leuschnerdamm 19
10999 Berlin

www.leichte-sprache.org

Wort Gottesdienst – RPJ 2024

(31. Sonntag im JK, LJ B)

Du bist ein Gott, der mich sieht -

Instrumental *Guten Tag, liebes Glück (Box)*

Begrüßung – **liturgische Eröffnung**

„Heute ist ein guter Tag, um glücklich zu sein
Steht das Glück vor der Tür, lass ich es rein
Guten Tag, liebes Glück, schön dich zu seh'n
Kaffee oder Tee? Du willst doch nicht gleich wieder geh'n?“

Zum Glück, eingeladen zu sein...

Eröffnungslied: **Eingeladen zum Fest des Glaubens (Kr 112)**

Intro Impulstext: *annäherung an die wirklichkeit*

*nicht durchblicken
sondern anblicken*

*nicht im griff haben
vielmehr ergriffen sein*

*nicht bloß verstehen
auch zu dir stehen*

*nicht durchschauen
einfach nur anschauen*

*so werden wir wirklich
wir*

Andreas Knapp

Kyrie - **mit Liedruf: Kyrie, Christe, Kyrie eleison (orthodox)**

Gott,
ich will vertrauen, dass du auf mich schaust und mich begleitest.
„Du bist ein Gott, der mich sieht.“
Sieh auch auf mich.

Kyrie Liedruf: Kyrie eleison

Sieh auf meine Mitmenschen.

Kyrie Liedruf: Christe eleison

Sieh auf deine ganze Schöpfung, auf unsere Lebenswelt, auf die Tiere und Pflanzen.

Kyrie Liedruf: Kyrie eleison

Tagesgebet

Gott, du bist Wendekraft für uns und die Welt. Alles, was lebt, lebt durch deine Zuwendung.

Du siehst, du siehst an, kennst unser Leben, du weißt, was uns bewegt.

Wir bitten dich um deine Gegenwart: wo wir engstirnig und selbstbezogen sind, mach uns weit.

In unserer Ohnmacht gib uns Kraft. In unserer Sehnsucht gib uns ein Ziel.

In unserer Welt gib uns Frieden. Lass uns mit zugewendeten Augen sehen.

Amen.

Gloria: Lobe den Herrn meine Seele (Kanon Kr 284)

Lesung: Gen 16,13: „Du bist ein Gott, der mich sieht“ (Hagar)

Genesis 16, 1-16 Hagar und Ismaël

Abrams Frau Sarai blieb kinderlos. Sie hatte aber eine ägyptische Sklavin namens Hagar. So sagte sie zu ihrem Mann: »Du siehst, der Herr hat mir keine Kinder geschenkt. Aber vielleicht kann ich durch meine Sklavin zu einem Sohn kommen. Ich überlasse sie dir.«

Abram war einverstanden, und Sarai gab ihm die ägyptische Sklavin zur Frau. Er lebte damals schon zehn Jahre im Land Kanaan.

Abram schlief mit Hagar und sie wurde schwanger. Als sie merkte, dass sie ein Kind bekommen würde, begann sie auf ihre Herrin herabzusehen. Da sagte Sarai zu ihrem Mann: »Mir geschieht Unrecht, und du trägst dafür die Verantwortung! Ich habe dir meine Sklavin überlassen. Seit sie weiß, dass sie ein Kind bekommt, verachtet sie mich. Ich rufe den Herrn als Richter an!«

Abram erwiderte: »Sie ist deine Sklavin. Mach mit ihr, was du für richtig hältst!«

Sarai ließ daraufhin Hagar die niedrigsten Arbeiten verrichten; da lief sie davon.

In der Wüste rastete Hagar bei dem Brunnen, der am Weg nach Schur liegt. Da kam der Engel des Herrn zu ihr und fragte sie: »Hagar, Sklavin Sarais! Woher kommst du? Wohin gehst du?«

»Ich bin meiner Herrin davongelaufen«, antwortete sie.

Da sagte der Engel: »Geh zu deiner Herrin zurück und ordne dich ihr unter! Der Herr wird dir so viele Nachkommen geben, dass sie nicht zu zählen sind. Du wirst einen Sohn gebären und ihn Ismaël (Gott hat gehört) nennen; denn der Herr hat deinen Hilferuf gehört. Ein

Mensch wie ein Wildesel wird er sein, im Streit mit allen und von allen bekämpft; seinen Brüdern setzt er sich vors Gesicht.«

Hagar rief: »Habe ich wirklich den gesehen, der mich anschaut?« Und sie gab dem Herrn, der mit ihr gesprochen hatte, den Namen »Du bist der Gott, der mich anschaut«. Darum nennt man jenen Brunnen Beer-Lahai-Roi (Brunnen des Lebendigen, der mich anschaut). Er liegt zwischen Kadesch und Bered.

Hagar gebar Abram einen Sohn, und Abram nannte ihn Ismaël. Abram war damals 86 Jahre alt.

Gute Nachricht Bibel, durchgesehene Neuausgabe, © 2018 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart

Dialog: Hagar erzählt (nach Genesis 16)

H = Hagar – gesprochen von einer Frau.

K = Hagars Enkelkind – gesprochen von einer jungen Person.

H Guten Tag, ich heiße Hagar. Ich bin eine Frau aus der Bibel. Meine Geschichte steht im ersten Buch Mose im 16.ten Kapitel.

K Großmutter, kommst du?

H Oh, darf ich vorstellen: Das ist mein Enkelkind, das Kind meines Sohnes Ismael. Wir sind unterwegs. Wir sind auf dem Weg durch die Wüste.

K Schau mal, ein Brunnen! Lass uns Pause machen!

H Ja, der Brunnen ... Ein ganz ganz besonderer Ort.

K Was ist an *diesem* Ort so besonders?

H Allein sein Name!

Der Ort hier heißt: „Beer Lachai-Roi - Brunnen des Lebendigen, der mich sieht.“

K „Brunnen des Lebendigen, der mich sieht“? Warum heißt er so?

H Das ist eine Geschichte für sich ...

K Erzähl sie mir. Komm, Großmutter, erzähle!

H „Brunnen des Lebendigen, der mich sieht“ ... Das ist lange her. Aber ich weiß es noch wie heute.

K War ich damals schon auf der Welt?

H Nein, noch nicht einmal dein Vater Ismael war da auf der Welt. – Obwohl: Er war da schon in meinem Bauch!

K Und was hast du gemacht, hier am Brunnen?

H Ich saß da. Ich war verzweifelt. Ich war hierher geflohen.

- K Hierher in die Wüste? Aber warum denn?
- H Mir ging es zu jener Zeit nicht gut. Ich wollte allein sein. Ich war traurig. Und wütend. Ich wusste einfach nicht mehr ein und aus, wusste nicht, wohin...
- K Was war passiert? Warum warst du so verzweifelt?
- H Nun: Sara, die Frau deines Großvaters Abraham... Ich war ja ihre Magd. Ich arbeitete für sie. Aber sie behandelte mich nicht gut. Sie hat auf mich herabgesehen. Sie hat mich nicht angesehen oder sehen wollen, geschweige denn beachtet. Ich konnte machen, was ich wollte: Sie hat mich nicht beachtet.
- K Meinst du wirklich, Sara? War sie so schlecht zu dir?
- H Ja. Weißt du, ich war stolz darauf, dass ich bald ein Kind zur Welt bringen würde. Das Kind von mir und Abraham. Aber so einfach war das nicht. Es war Sara, die kein Kind bekommen konnte, da habe ich an ihrer Stelle Abrahams Kind ausgetragen. Das war natürlich schwer, auch für Sara.
- K Und das hat sie dich spüren lassen.
- H Ja, ständig. Die ganze Zeit. Es war schlimm, und keiner wollte es sehen. Auch dein Großvater Abraham nicht. Alle haben mich im Stich gelassen. Niemand sah, wie es mir ging. Schließlich bin ich geflohen. Hierher in die Wüste. An diesen Brunnen.
- K Ganz allein? Was passierte dann?
- H Ich saß hier am Brunnen. Verzweifelt, einsam und verloren. Da kam jemand vorbei. Eine freundliche Gestalt. Sie wandte sich mir zu und fragte: „Wo kommst du her und wo willst du hin?“ Ich sagte ihr, dass ich von zuhause geflohen bin, weg von Sara. – Da hat sie mich wieder zurückgeschickt.
- K Zurückgeschickt? Zu Sara?
- H Ja, zu Sara und Abraham. Das war niederschmetternd und demütigend für mich.
- K Und du hast ihr trotzdem gehorcht?
- H Ja. Irgendwie merkte ich: Die Gestalt war mehr als ein Mensch, der mit mir redet. Es war ein Engel. Das ist mir allerdings erst hinterher klar geworden.
- K Ein Engel? ...
- H Ein Engel! Weißt du, er noch mehr zu mir gesagt. Er hat mich gesegnet! Und mein Kind. Und gesagt, dass mein Kind einmal selbst viele Kinder haben wird. Und Kindeskindern.
- K Wie mich!!

- H So ist es. Und dann sagte der Engel etwas, das ich nie vergessen werde. Er sagte: „Hagar, Gott hat dein Elend erhört.“
Das hat mir Kraft gegeben! Ich konnte wieder aufatmen!
Es war wie eine Begegnung mit Gott. Mit Gott, der mich sieht und auf mich achtet!
- K Deshalb der Name dieses Ortes:
„Brunnen des Lebendigen, der mich sieht.“
- H Ja, eine Gewissheit strömte durch mich: Gott sieht mich!
Auch wenn mich niemand beachtet:
Gott achtet mich. Auch wenn ich bei niemandem angesehen bin:
Gott sieht mich an. Das ist meine tiefe Erfahrung und Überzeugung!
Für mich ist das Gottes Name: „Du bist ein Gott, der mich sieht.“
- K „Du bist ein Gott, der mich sieht.“ Das klingt wie ein Gebet.
- H Es ist ein Gebet. Ein Aufatmen. Ein Name Gottes. Eine Erfahrung.
Ein Lobgesang.
- K [zu allen sprechend]
Ein Lobgesang! „Du bist ein Gott, der mich sieht“! Lasst uns gemeinsam singen:

Lied: Ein Licht in dir geborgen (Kr 99)

Fürbitten oder frei

Wir sind gehetzt, besorgt und belastet, aber auch beglückt und getragen von Vielem in unserem Leben. So wollen wir unser Leben und unsere Welt vor Dich, Gott, hintragen:

- Für die Menschen, die nicht lange überlegen, sondern anderen beherzt mit Offenheit und Akzeptanz begegnen.
- Für die Menschen, die Macht haben über andere, die lenken, entscheiden und bestimmen.
- Für die Menschen, die in Syrien, Palästina, im Jemen, in der Ukraine und in vielen anderen Krisengebieten der Erde auf Frieden und ein Leben in Vielfalt hoffen.
- Für die Menschen, die unter ihren Belastungen zusammenzubrechen drohen und im Leben und in der Welt schwarzsehen.
- Für die Menschen, die genug haben und beschenkt sind, dass sie frohen Herzens sind und leichten Herzens geben können.
- Für die Menschen, die wir über- sehen (Heimatlose, Bettelnde, Geflüchtete...)
- Für unsere verwundete Erde, dass sie unseren Schutz erfährt, den sie so dringend braucht.

Wir bitten dich – sieh uns und unsere Welt. Gott, du dringst in die Einsamkeiten, in die Bedrohungen und durchdringst den Tod. Durchdringe uns auf dem Weg in ein Leben in Vielfalt und Menschlichkeit. Sei du Licht und Inspiration unseres Lebens. Amen

Vater Unser

Zum Friedensgruß: *nicht tausend götterbilder
die den unsichtbaren
doch nicht zeigen
in diesem menschen aber
Dein gesicht*

Andreas Knapp

Lied: **Unterwegs in eine neue Welt (Kr 366)**

Text: ***Perspektiven***

*weil wir manchmal
erst im Rückspiegel klar sehen
erstmal durch die Augen einer anderen schauen müssen
jemanden brauchen, der vorbeikommt und genau hinschaut
die Erinnerung brauchen, die uns sehend macht
das Weite suchen und der Wahrheit ins Auge schauen müssen*

*bis wir dich
bis wir das Andere im Andern
sehen*

Danklied: **Von der Zärtlichkeit Gottes (Kr 368)**

Segen

„Du bist ein Gott, der mich sieht“:

In diesem Vertrauen lasst uns Gottes Segen erbitten und empfangen:

Herr, segne uns und behüte uns.

Herr, lass dein Angesicht leuchten über uns und sei uns gnädig.

Herr, erhebe dein Angesicht auf uns und gib uns Frieden. Amen

Schlusslied **Wagt euch zu den Ufern (Kr 376)**

Aisling: **Musik (Box):** ***I can see clearly now (J. Cliff)***



Sawubona

Im afrikanischen Stamm der Zulu begrüßen sich Menschen mit „**Sawubona**“.
Das meint wörtlich: „Ich sehe dich, du bist mir wichtig und ich schätze dich.“
Die Antwort auf diese Begrüßung lautet „**Shiboka**“.
Das bedeutet: „Dann existiere ich für dich“.